



**Die Geschichte der Pinguine  
Von ihrer Menschwerdung  
bis zum Untergang  
ihrer Republik**

übersetzt und bearbeitet  
nach einem Roman von

Anatole France

-2021-

1. 1. 2022

# Vorwort

Trotz der offenkundigen Vielfältigkeit meiner Interessen hat mein Leben nur ein Ziel: Ich schreibe die Geschichte der Pinguine. Daran arbeite ich hartnäckig, ohne mich von den häufigen und manchmal unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten abschrecken zu lassen.

Ich habe in der Erde gegraben, um dort verschüttete Denkmäler dieses Volkes zu entdecken, denn Steine waren die ersten Bücher der Menschheit. Ich habe die Steine studiert, die man als die ersten Annalen der Pinguine ansehen kann und Grabhügel durchwühlt. Dabei habe ich nicht nur Beile aus Feuerstein und römische Münzen gefunden, sondern auch das Bild eines dicken Mannes, welcher versprach, dass einmal bessere Zeiten kommen würden.

Wie ein berühmter Denker sagte, ist die Geschichte jeder großen Nation eine Geschichte von Verbrechern, Dummköpfen und Narren. Pinguinien geht es damit nicht anders; doch wenn man diese Geschichte richtig versteht, kann man vielleicht noch weitere Lehren daraus ziehen.

Ich habe hier nicht die Pinguine vor ihrer Metamorphose zu betrachten. Sie beginnen erst in dem Moment mein Gegenstand zu werden, wo sie aus der Zoologie heraustreten, um in die Geschichte und Theologie einzutreten. Wohl sind es Pinguine, die der große Heilige Maël in Menschen verwandelte, doch muß man das näher erläutern, denn es könnte heutzutage zu Verwirrung führen.

Als *Pinguin* bezeichnet man einen Vogel der arktischen Regionen, der zur Familie der Alke gehört<sup>1</sup>. Man bezeichnet diese Vögel auch als alte oder *Nordpinguine*.

Der gelegentlich auch als „Pinguin“ bezeichnete antarktische *Südpinguin* gehört zur Familie der Palmipeden.<sup>2</sup>

Wie groß die Unterschiede zwischen den Nord- und den Südpinguinen auch sind, die Ähnlichkeiten überwiegen. Die einen wie die andern zeichnen sich aus durch ein ernstes und sanftes Aussehen, eine komische Würde, Zutraulichkeit, eine schalkhafte Ehrlichkeit und ein zugleich linkisches wie feierliches Benehmen. Die einen wie die andern sind friedlich, redselig, neugierig, versessen auf Sensationen und immer mit den Angelegenheiten ihrer Mitpinguine beschäftigt.

---

<sup>1</sup>G.Lecoq, Im Land der Pinguine, Brüssel 1904, in-8°

<sup>2</sup>J.-B. Charcot, Tagebuch der französischen Arktis-Expedition 1903, 1905. in-8°

## Vorwort

Für die historischen Zeiten war mir die Chronik von Johannes Talpa, Mönch des Klosters von Beargarden sehr hilfreich, um so mehr, als es keine andere Quelle zur pinguinischen Geschichte im Hochmittelalter gibt.

Vom dreizehnten Jahrhundert an sind wir reicher an Quellen, doch nicht glücklicher. Die Verwirrung des Historikers wächst mit der Vielzahl der Dokumente. Wenn ein Faktum nur durch ein einziges Zeugnis bekannt ist, wird es ohne großes Zögern anerkannt. Die Verwirrung beginnt, wenn die Ereignisse von zwei oder mehr Zeugen berichtet werden.

Ich vertraute mehreren gelehrten Archäologen und Paläographen meines Landes und des Auslandes meine Schwierigkeiten an, die Geschichte der Pinguine zu verfassen. Ich erntete ihre Verachtung. Sie betrachteten mich mit einem mitleidigen Lächeln.

Als ich eines Tages nach einer Unterhaltung mit einem herausragenden Heraldiker noch niedergeschlagener war als gewöhnlich, kam mir plötzlich dieser Gedanke:

„Es gibt doch noch Historiker, man bewahrt fünf oder sechs davon im *Staatlichen Zentralinstitut für Kulturwissenschaft* auf. Diese veröffentlichen nicht einfach Texte; sie schreiben Geschichte. *Die* jedenfalls werden mir nicht vorhalten, dass man vermessen sein müsse, um sich einer solchen Arbeit zu unterziehen.“

Diese Idee hob meinen Mut.

Am nächsten Tag stellte ich mich bei einem von ihnen vor, einem feinen alten Herrn. „Ich möchte, verehrter Herr,“, sagte ich zu ihm, „Sie um ihren Expertenrat bitten. Ich gebe mir große Mühe, ein Geschichtswerk zu verfassen, aber es gelingt mir nicht.“

Er antwortete mir:

„Wozu sollte man sich eine solche Mühe machen, mein guter Mann, und warum sollte man ein Geschichtswerk neu verfassen, wenn man nur die bekanntesten abschreiben braucht, wie es üblich ist?“

Wenn Sie eine neue Sichtweise, eine originelle Idee haben, wenn Sie Menschen und Dinge in einem unerwarteten Aspekt darstellen, *überraschen* Sie den Leser. Und der Leser wird nicht gerne überrascht. Er sucht in einer Geschichte nur die Dummheiten, die er schon kennt. Wenn Sie versuchen, ihn zu belehren, fühlt er sich gedemütigt und wird böse. Versuchen Sie nicht, ihn aufzuklären; er wird schreien, dass sie seinen Glauben beleidigen.

Alle Historiker schreiben von einander ab. So ersparen sie sich Müdigkeit und vermeiden es, vermessen zu erscheinen. Machen Sie es genauso und seien Sie nicht originell. Ein origineller Historiker ist Gegenstand des Mißtrauens, der Verachtung und allgemeinen Ablehnung. Oder glauben Sie etwa, verehrter Herr, ich würde beachtet und geehrt, wie ich es werde, wenn ich in meine Bücher Neuheiten hineingebracht hätte? Was sind schon Neuheiten? Frechheiten!“

Er erhob sich. Ich dankte ihm und wollte zur Tür, als er mich zurückrief:

„Noch ein Wort. Wenn Sie möchten, dass Ihr Buch gut aufgenommen wird, lassen Sie darin keine Gelegenheit aus, die Tugenden zu feiern, auf denen jede Gesellschaft beruht: das Streben nach Reichtum und die Werte der Zivilgesellschaft, Toleranz, Menschenrechte, freie Konkurrenz und so weiter, Sie kennen das schon.

Verurteilen Sie die Gewalt. Loben Sie die Bescheidenheit und Friedfertigkeit der Armen, denn diese sind die Grundlage unserer sozialen Ordnung.

Achten Sie darauf, werter Herr, dass die Ursprünge des Eigentums und unserer Gesellschaftsordnung mit dem ganzen Respekt behandelt werden, den sie verdienen.

Lassen Sie bei passender Gelegenheit auch durchblicken, dass Sie an Gott glauben. Unter dieser Bedingung werden Sie Erfolg haben.“

Ich habe über diese scharfsinnigen Beobachtungen nachgedacht und sie so gut wie möglich beachtet.

Quiberon, 1. September 1907



# Die Menschwerdung der Pinguine

## Das Leben des heiligen Maël

Aus einer königlichen Familie von Kambrien stammend, wurde Maël mit neun Jahren in die Abtei von Yvern geschickt, um dort die weltliche und geistliche Literatur zu studieren. Mit vierzehn Jahren verzichtete er auf seine Erbschaft und legte das Gelübde ab, dem Herrn zu dienen. Er teilte seine Stunden gemäß der Regel des heiligen Benedikt zwischen dem Gesang der Hymnen, dem Studium der Grammatik und der Meditation über die ewigen Wahrheiten. Und als der selige Gal, der Abt von Yvern, aus dieser Welt schied, folgte ihm der junge Maël in der Leitung des Klosters. Er errichtete dort eine Schule, ein Krankenhaus, ein Gästehaus, eine Schmiede, Werkstätten aller Art und Werften zum Bau von Schiffen, und er verpflichtete die Mönche das Land ringsum zu bebauen. Er pflegte selbst den Garten der Abtei, bearbeitete Metalle, lehrte die Novizen, und sein Leben floß dahin wie ein sanfter Bach, der den Himmel widerspiegelt und das Land fruchtbar macht.

Wenn der Tag zur Neige ging, setzte sich dieser Diener Gottes gewöhnlich auf die Klippe, auf den Platz, den man heute noch den Stuhl des heiligen Maël nennt. Zu seinen Füßen stammten die mit einem Pelz von grünen Algen und rotbraunem Tang bewachsenen Felsen wie schwarze Drachen ihren ungeheuren Bug gegen die Gischt. Er sah die Sonne in den Ozean sinken wie eine rote Hostie, die mit ihrem ruhmreichen Blut die Wolken des Himmels und den Kamm der Wogen purpurrot färbte. Und der heilige Mann sah darin das Bild des Geheimnisses des Kreuzes, durch welches das göttliche Blut die Erde mit königlichem Purpur kleidete. In der Ferne markierte eine dunkelblaue Linie die Gestade der Insel Gad, wo die heilige Brigide, die den Schleier des heiligen Malo erhalten hatte, einem Frauenkloster vorstand.

Eines Tages ließ ihn Brigide, die über die Verdienste des ehrwürdigen Maël unterrichtet war, als kostbares Geschenk um ein Werk seiner Hände bitten. Maël goß für sie ein Glöckchen aus Erz und als es fertig war, segnete er es und warf es ins Meer. Und das Glöckchen schwamm läutend an das Ufer von Gad, wo die heilige Brigide, die den Klang des Erzes auf den Wellen gehört hatte, es in Frömmigkeit empfing und mit ih-

## *Die Menschwerdung der Pinguine*

ren Nonnen in feierlicher Prozession unter dem Gesang der Psalmen in die Kathedrale brachte.

So stieg der heilige Mann Maël von Tugend zu Tugend. Er hatte schon zwei Drittel des Lebensweges durchlaufen, und er hoffte sein irdisches Ende sanft inmitten seiner geistigen Brüder zu erreichen, als er an einem bestimmten Zeichen erfuhr, dass es die göttliche Weisheit anders beschlossen hatte und der Herr ihn zu weniger friedlichen, aber nicht weniger verdienstvollen Arbeiten rief.

## **Apostolische Berufung des heiligen Maël**

Eines Tages, als er meditierend am Ufer einer ruhigen kleinen Bucht spazieren ging, die von langen Felsen wie von einem Deich geschützt war, sah er einen Trog aus Stein, der wie ein Schiff auf dem Wasser schwamm.

In einem ähnlichen Bottich waren der heilige Guirec, der große heilige Colomban und eine Vielzahl von Mönchen aus Schottland und Irland ausgezogen um Armorica zu evangelisieren. Noch in jüngster Vergangenheit fuhr der heilige Avoye aus England den Fluß von Auray in einem Mörser aus rosa Granit hinunter, in den man später Kinder setzte, um sie stark zu machen; der heilige Vouga fuhr von Irland nach Cornouailles auf einem Felsen, dessen Splitter, zu Penmarch aufbewahrt, die Wallfahrer, die ihren Kopf darauf legten, vom Fieber heilen sollten; der heilige Samson landete in der Bucht von Saint-Michel in einem granitenen Bottich, den man später den Napf des heiligen Samson nennen sollte. Deshalb verstand der heilige Mann Maël beim Anblick dieses Steintrogs, dass der Herr ihn zum Apostolat der Heiden bestimmt hatte, die noch den Strand und die Inseln der Bretonen bevölkerten.

Er übergab seinen Stab aus Eschenholz dem heiligen Mann Budoc und betraute ihn somit mit der Leitung des Klosters. Dann stieg er, ausgerüstet mit einem Brot, einem Faß Süßwasser und dem Evangelium in den Steintrog, der ihn sanft zur Insel Hoedic trug.

Die Insel wurde ständig von Winden gepeitscht. Arme Menschen fingen dort Fische und züchteten mühsam Gemüse in Gärten voller Sand und Steine, geschützt von Trockenmauern und Sanddornhecken. Ein schöner Feigenbaum mit weit ausladenden Ästen stand in einer Senke der Insel. Die Bewohner beteten ihn an.

Und der heilige Maël sagte zu ihnen:

„Ihr betet diesen Baum an, weil er schön ist. Also seid ihr empfänglich für die Schönheit. Nun werde ich euch die verborgene Schönheit enthüllen.“

Und er lehrte sie das Evangelium. Und, nachdem er sie gelehrt hatte, taufte er sie mit Salz und Wasser.

Noch siebenunddreißig Jahre evangelisierte der selige Maël die Heiden. Er errichtete zweihundertachtzehn Kapellen und vierundsiebzig Abteien.

Da erfuhr er eines Tages in der Stadt Vannes, wo er das Evangelium verkündete, dass die Mönche von Yvern in seiner Abwesenheit die Regel des heiligen Gal vernachlässigt hätten. Als bald begab er sich mit dem Eifer der Henne, die ihre Küken um sich scharf, zu seinen fehlgeleiteten Kindern. Er vollendete gerade sein siebenundneunzigstes Lebensjahr; er war etwas krumm, aber seine Arme waren noch stark und sein Wort breitete sich in den Tälern aus so reichlich wie der Schnee im Winter.

Der Abt Budoc gab dem heiligen Maël den Eschenstab zurück und unterrichtete ihn von dem unglücklichen Zustand, in dem sich die Abtei befand. Die Mönche waren in Streit geraten über das Datum, an welchem man das Osterfest feiern sollte. Die einen hielten es mit dem römischen Kalender, die andern plädierten für den griechischen, und die Schrecken eines Schismas zerrissen das Kloster.

Es herrschte noch eine andere Ursache der Unordnung. Die Nonnen der Insel Gad, die von ihrer ursprünglichen Tugend abgefallen waren, kamen immer wieder mit dem Schiff an die Küste von Yvern. Die Mönche empfangen sie im Gästehaus und daraus kam es zu Skandalen, welche die Frommen mit Verzweiflung erfüllten.

Nach diesem wahrheitsgetreuen Bericht schloss der Abt Budoc mit den Worten:

„Seit der Ankunft dieser Nonnen ist es vorbei mit der Unschuld und der Ruhe unserer Mönche.“

„Das glaube ich gerne“, antwortete der selige Maël. „Denn die Frauen regen die Begierde um so mehr an, je weniger sie sie befriedigen. Daher der Vers eines Dichters an eine von ihnen: *Wenn Ihr da seid, flieh' ich Euch, wenn Ihr fort seid, find' ich Euch*. Auch sehen wir, mein Sohn, dass die Verlockungen der fleischlichen Liebe bei den Einsiedlern und den Mönchen mächtiger wirken als bei den Männern, die in der Welt leben. Der Dämon der Wollust hat mich mein ganzes Leben auf verschiedene Arten versucht und die schwersten Versuchungen kamen nicht durch die Begegnung mit einer Frau, selbst wenn sie schön und wohlriechend war. Sie entstanden in mir durch das Bild einer abwesenden Frau. Noch jetzt, am Ende meiner Tage und bald achtundneunzig Jahre werde ich oft vom Feind versucht, gegen die Keuschheit zu sündigen, jedenfalls in Gedanken. Nachts, wenn es mich friert in meinem Bett und meine alten kalten Knochen mit einem dumpfen Geräusch gegeneinander stoßen, höre ich Stimmen, die den zweiten Vers des dritten Buches der Könige rezitieren: *Dixerunt ergo et servi sui:*

## Die Menschwerdung der Pinguine

*Quaeramus domino nostro regi adolescentulam virginem, et stet coram rege et foveat eum, dormiatque in sinu suo, et calefaciat dominum nostrum regem.* Und der Teufel zeigt mir ein Kind in seiner ersten Blüte, das zu mir sagt: „Ich bin deine Abilag; ich bin deine Sulamit. O mein Herr, gib mir einen Platz auf deinem Lager.“

„Glaubt mir,“ fügte der Alte hinzu, „ohne besondere Hilfe des Himmels kann ein Mönch seine Keuschheit in Tat und Vorsatz nicht bewahren.“

Er machte sich alsbald daran, die Unschuld und den Frieden im Kloster wiederherzustellen, korrigierte den Kalender nach den Berechnungen der Chronologie und Astronomie und brachte alle Mönche dazu, sie zu akzeptieren; er schickte die gefallenen Töchter der heiligen Brigide in ihr Kloster zurück; aber weit davon entfernt sie brutal zu verjagen, ließ er sie mit Psalmen und Litaneien zu ihrem Schiff geleiten.

„Respektieren wir in ihnen,“ sagte er, „die Töchter von Brigide und die Verlobten des Herrn. Hüten wir uns, den Pharisäern nachzueifern, die so tun, als würden sie die Sünderinnen hassen. Man muß diese Frauen in ihrer Sünde demütigen und nicht in ihrer Person; sie sollen sich schämen für das was sie getan haben und nicht für das was sie sind: Denn sie sind Geschöpfe Gottes.“

Und der heilige Mann ermahnte seine Mönche treu die Regel ihres Ordens zu beachten:

„Wenn es der Gewalt des Steuermanns nicht gehorcht,“ sagte er zu ihnen, „erfährt das Schiff die Gewalt der Klippe.“

## Die Versuchung des heiligen Maël

Der selige Maël hatte kaum die Ordnung in der Abtei von Yvern wiederhergestellt, als er erfuhr, dass die Bewohner der Insel Hoedic, seine ersten und seinem Herzen teuersten Katechumenen, zum Heidentum zurückgekehrt waren und Kronen aus Blüten und wollene Bänder an die Äste des heiligen Feigenbaums hingen.

Der Schiffer, der diese schmerzvollen Neuigkeiten brachte, drückte die Furcht aus, dass diese fehlgeleiteten Menschen bald mit Eisen und Feuer die Kapelle am Ufer ihrer Insel zerstören würden.

Der Heilige Mann beschloß unverzüglich seine untreuen Kinder aufzusuchen, um sie zum Glauben zurückzuführen und zu verhindern, dass sie sich frevelhaften Gewalttaten hingaben. Als er sich zu der wilden Bucht begab, wo sein Trog im Wasser lag, betrachtete er ringsum die Werkstätten, die er vor dreißig Jahren am Ende der Bucht zum Bau von Schiffen errichtet hatte und die zu dieser Stunde wiederhallten vom Lärm der Sägen und Hämmer.

Da kam der Teufel, der nie müde wird, aus den Werkstätten in Gestalt eines Mönches namens Samson, näherte sich dem Heiligen und versuchte ihn mit folgenden Worten:

„Mein Vater, die Bewohner der Insel Hoedic sündigen unaufhörlich. Jeder Moment, der vergeht, entfernt sie von Gott. Bald werden sie Eisen und Feuer an die Kapelle tragen, die Ihr mit euren verehrungswürdigen Händen am Ufer der Insel errichtet habt. Die Zeit drängt. Denkt Ihr nicht, dass Euer Steintrog Euch schneller zu ihnen brächte, wenn er aufgetakelt wäre wie ein Schiff mit einem Steuer, Mast und Segel? Denn dann würdet Ihr vom Wind getragen. Eure Arme sind noch und stark können ein Boot steuern. Auch wäre es günstig, einen Vorderstegen an den Bug Eures apostolischen Trogs zu setzen. Ihr seid zu weise, um nicht selbst schon diese Idee gehabt zu haben.“

„Gewiss, die Zeit drängt“, sagte der Heilige. „Aber zu handeln wie Ihr das vorschlagt, hieße das nicht, sich jenen Kleingläubigen gleichzustellen, die nicht auf den Herrn vertrauen? Hieße das nicht, die Gaben Dessen zu verachten, der mir den Steinbottich geschickt hat ohne Takelung und Segel?“

Auf diese Frage antwortete der Teufel, ein hochgebildeter Theologe, mit dieser Gegenfrage:

„Mein Vater, ist es lobenswert, mit verschränkten Armen auf Hilfe von oben zu warten und alles von Dem zu verlangen, der alles vermag, statt mit menschlicher Vorsicht zu handeln und sich selbst zu helfen?“

„Gewiss nicht“, antwortete der heilige Greis. „Und es hieße Gott versuchen, die menschliche Vorsicht zu mißachten.“

„Nun,“ gab der Teufel zurück, „ist es in diesem Punkt nicht menschliche Vorsicht, den Bottich aufzutakeln?“

„Es wäre Vorsicht, wenn man nicht auf andere Weise das Ziel erreichen könnte.“

„Da ist Euer Bottich also schnell?“

„Er ist so schnell wie es Gott beliebt.“

„Ach was, er ist so schnell wie das Maultier von Abbé Budoc. Ein echter Bremsklotz. Ist es Euch verboten ihn schneller zu machen?“

„Mein Sohn, die Klarheit schmückt Eure Reden, doch sie sind scharf im Übermaß. Bedenkt dass dieser Bottich ein Wunder ist.“

„Das ist er, mein Vater. Ein Granittrog, der auf dem Wasser schwimmt wie ein Korken, ist ein Wundertrog. Kein Zweifel. Was schließt Ihr daraus?“

„Meine Verlegenheit ist groß. Darf man mit menschlichen Mitteln etwas so Wunderbares vervollkommen?“

„Mein Vater, wenn Ihr den rechten Fuß verlöret und Gott gäbe ihn Euch zurück, wäre das ein Wunder?“

*Die Menschwerdung der Pinguine*

„Gewiss, mein Sohn.“

„Würdet Ihr ihn mit einem Schuh bekleiden?“

„Selbstverständlich.“

„Nun, wenn Ihr glaubt einen Wunderfuß mit einem natürlichen Schuh bekleiden zu dürfen, dann müsst Ihr auch glauben, dass man ein Wunderschiff mit einer natürlichen Betakelung versehen darf.

Warum nur müssen die heiligsten Persönlichkeiten ihre Stunden der Ermattung und Finsternis haben? Hier steht der berühmteste der Apostel der Bretagne, er könnte ewigen Lobes würdige Werke vollbringen . . . doch der Geist ist langsam und die Hand träge.

Lebt wohl, mein Vater. Reist in kleinen Tagesreisen und wenn Ihr endlich die Gestade von Hoedic erreicht, werdet Ihr die Ruinen der Kapelle rauchen sehen, die Ihr mit Euren Händen erbaut und geweiht habt. Die Heiden werden sie verbrannt haben zusammen mit dem kleinen Diakon, den Ihr dort zurückgelassen habt, und der geräuchert werden wird wie eine Blutwurst.“

„Meine Not ist groß,“ sagte der Diener Gottes und wischte sich mit dem Ärmel seine schweißnasse Stirn. „Doch sage mir, mein Sohn Samson, es ist keine kleine Aufgabe, diesen Trog aufzutakeln. Und wenn wir dies täten, könnte es nicht sein, dass wir mehr Zeit verlieren als gewinnen würden?“

„Ei was denn, mein Vater,“ rief der Teufel. „Bevor die Sanduhr gedreht wird, ist die Sache geschehen. Die notwendige Takelage werden wir in dieser Werkstatt finden, die Ihr selbst hier einmal errichtet habt, und in den durch Eure Vorsorge reichlich ausgestatteten Lagern. Ich werde alles einrichten. Bevor ich Mönch wurde, war ich Matrose und Zimmermann; und ich habe noch andere Berufe ausgeübt. Ans Werk!“

Als bald schleppte er den heiligen Mann mit in einen Schuppen, der bis oben mit den zur Seefahrt notwendigen Dingen gefüllt ist.

„Das ist für Euch, mein Vater!“

Und er warf ihm Segel, Mast, Horn und Mispel über die Schultern. Er selbst nahm sodann einen Vorderstevan und eilte mit einem Steuerrad, einem Tau, einer Stange und einem Sack voller Zimmermannswerkzeug zum Ufer, den unter der Last des Segels und des Holzes gebeugten Heiligen, der schwitzte und schnaufte, am Gewand hinterziehend.

## Die Reise des heiligen Maël über das Eismeer

Der Teufel, der sich seiner Kleider entledigt hatte, schleppte den Trog auf den Sand und takelte ihn in weniger als einer Stunde auf.

Sobald der heilige Maël losgefahren war, durchschnitt der Bottich mit geblähten Segeln das Wasser in einer solchen Geschwindigkeit, dass die Küste alsbald außer Sicht war. Der Alte steuerte nach Süden, um Kap Land's End zu umsegeln, aber eine unwiderstehliche Strömung trug ihn nach Südwesten. Er fuhr die Südküste Irlands entlang und drehte unversehens nach Norden. Am Abend frischte der Wind auf. Vergeblich versuchte Maël das Segel einzuholen. Unaufhörlich floh der Bottich den sagenhaften Meeren zu.

Im hellen Mondlicht sah Maël Meerjungfrauen tanzen, mit hanffarbenen Haaren, weißen Brüsten und rosa Hintern, die mit ihren smaragdenen Fischschwänzen das Meer schaumig peitschten und im Chor sangen:

*Wohin fährst du, sanfter Maël,  
in deinem richtungslosen Trog?  
Dein Segel gebläht  
Wie der Busen der Juno  
Als daraus die Milchstraße entsprang.*

Kurze Zeit noch verfolgten sie ihn unter den Sternen mit ihrem wohlklingenden Lachen. Doch der Bottich floh hundert Mal schneller als ein Wikingerschiff. Und die Seemöwen, überrascht in ihrem Flug, verfangen sich mit den Füßen im Haar des Heiligen.

Bald erhob sich ein Sturm, voller Schatten und Geheule, und von einem wütenden Wind getrieben flog der Bottich dahin wie eine Seeschwalbe durch Nebel und Wellen.

Nach einer Nacht von dreimal vierundzwanzig Stunden zerriss die Dunkelheit plötzlich. Und der Heilige entdeckte am Horizont ein Ufer, heller als Diamant. Das Ufer wuchs schnell, und bald sah Maël in der eisigen Klarheit einer trägen und niedrig stehenden Sonne über den Wogen eine weiße Stadt aufsteigen, die sich erstreckte soweit das Auge reichte, größer als das hunderttorige Theben, mit einem schneebedeckten Forum, Palästen aus Rauhreif, Bögen aus Eiskristallen und funkelnden Obelisken.

Das Meer war bedeckt mit treibenden Eisschollen, um die Robben mit wildem und sanftem Blick schwammen. Und Leviathan zog vorüber, eine Wassersäule bis zu den Wolken blasend.

Auf einer Eisscholle, die auf gleicher Höhe schwamm mit dem Trog, saß eine Eisbärin und hielt ihr Junges im Arm, und Maël hörte sie leise diesen Vers von Virgil murmeln: „*Incipe parve puer.*“

## Die Menschwerdung der Pinguine

Und der Greis, voll Trauer und Sorge, weinte.

Das Süßwasser hatte beim Gefrieren das Fass, in dem es sich befand, gesprengt. Und um seinen Durst zu löschen, lutschte Maël die Eisstücke und aß sein mit Salzwasser getränktes Brot. Sein Bart und seine Haare brachen wie Glas. Seine eisbedeckte Kleidung schnitt ihm bei jeder Bewegung in die Glieder. Die ungeheuren Wogen erhoben sich und rissen drohend ihr schäumendes Maul auf vor dem Greis. Zwanzig Mal lief das Schiff voll mit Meerwasser. Und das Buch mit den heiligen Evangelien, das der Apostel sorgsam unter einer purpurroten Decke mit einem goldenen Kreuz aufbewahrte, verschluckte der Ozean.

Am dreißigsten Tag beruhigte sich das Meer. Da bewegte sich ein blendend weißer Berg von dreihundert Fuß Höhe auf den Steintrog zu. Maël steuerte, um ihm auszuweichen, doch die Stange zerbrach in seinen Händen. Um seine Fahrt auf die Klippe zu verlangsamen, versuchte er noch die Segel zu reffen, doch der Wind riß ihm das Reff weg und das Tau verbrannte ihm die Hände. Und er sah drei Dämonen mit schwarzen Flügeln und Enterhaken, die in das Segel bliesen.

Da er bei diesem Anblick verstand, dass der Feind ihn vollständig in allen Dingen beherrschte, bewaffnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes. Als bald erfasste ein wütender Windstoß mit Seufzern und Heulen den Steintrog und riß Mast, Segel, Steuerrad und Vordersteven weg.

Und der Trog wich auf das ruhige Meer aus. Der Heilige kniete nieder und dankte dem Herrn, der ihn aus den Fallen des Teufels befreit hatte. Da erkannte er auf einem Eisblock die Bärenmutter, die im Sturm gesprochen hatte. Sie drückte ihr geliebtes Kind an ihre Brust und hielt in der Tatze ein purpurnes Buch mit einem goldenen Kreuz. Als sie neben dem Steintrog angekommen war, grüßte sie den Heiligen mit den Worten:

*„Pax tibi, Maël.“*

Und sie reichte ihm das Buch.

Der Heilige erkannte sein Evangelienbuch wieder und voll Erstaunen sang er in der lauen Luft eine Hymne an den Schöpfer und die Schöpfung.

## Die Taufe der Pinguine

Nachdem er eine Stunde herumgefahren war, landete der Heilige an einem schmalen Strand, von hohen Gipfeln umsäumt. Er lief den Strand entlang, einen ganzen Tag und eine Nacht, vorbei an den Felsen, die eine unüberwindbare Mauer bildeten. Und so wurde ihm klar, dass es eine runde Insel war, in deren Mitte sich ein wolkengekrönter

Berg erhob. Er atmete mit Freude die frische, feuchte Luft. Der Regen fiel, und dieser Regen war so sanft, dass der Heilige dem Herrn sagte:

„Herr, das ist die Insel der Tränen, die Insel der Zerknirschung.“

Der Strand war leer. Erschöpft von Müdigkeit und Hunger, setzte er sich auf einen Stein, auf dem in einer Mulde gelbe Eier mit schwarzen Punkten, so groß wie Schwaneneier ruhten. Doch er tastete sie nicht an und sagte:

„Die Vögel sind lebende Lobpreisungen Gottes. Ich will nicht, dass wegen mir eine einzige dieser Lobpreisungen fehle.“

Und er kaute die Flechten in den Vertiefungen des Steins.

Der Heilige hatte fast vollständig die Insel umrundet ohne Bewohnern zu begegnen, als er an einen großen, runden Platz kam umgeben von roten und rotbraunen Felsen mit rauschenden Wasserfällen, dessen Spitzen bläulich in die Wolken ragten.

Die Reflektion des polaren Eises hatte die Augen des Greises verbrannt, dennoch gelangte ein schwaches Licht noch in seine entzündeten Augen. Er nahm lebendige Gestalten wahr, die dicht übereinander auf den Felsen saßen oder standen wie eine Menschenmenge auf den Stufen eines Amphitheaters. Und gleichzeitig drangen an seine durch die Geräusche des Ozeans ertauten Ohren schwach und undeutlich Stimmen. Und weil er dachte, es handle sich dabei um nach dem Naturgesetz lebende Menschen, und der Herr habe ihn gesandt um sie das göttliche Gesetz zu lehren, verkündete er ihnen das Evangelium.

Er stieg auf einen hohen Stein inmitten des Runds und hob an:

„Bewohner dieser Insel“, sprach er zu ihnen. „Obwohl ihr von geringer Größe seid, scheint ihr weniger ein Stamm von Fischern und Seeleuten zu sein als der Senat einer weisen Republik. Mit eurem Ernst, eurem Schweigen, eurer ruhigen Haltung bildet ihr auf diesem wilden Felsen eine Versammlung vergleichbar den Patres Conscripti, wie sie zu Rom im Siegestempel die öffentlichen Angelegenheiten erwogen, oder eher noch den Philosophen von Athen, die auf den Bänken des Areopag diskutierten. Ohne Zweifel besitzt ihr weder deren Wissenschaft noch Begabung; aber vielleicht werdet ihr sie vor Gott übertreffen. Ich schätze, ihr seid einfach und gut. Als ich die Ufer eurer Insel durchwanderte, habe ich keine Spur von Mord und Gemetzel angetroffen, keine abgeschnittenen Köpfe von Feinden auf hohen Stangen oder am Dorfeingang. Mir scheint, dass ihr keine Kunst habt und keine Metalle bearbeitet. Aber eure Herzen sind rein und eure Hände unschuldig, und die Wahrheit wird leicht in eure Seelen eindringen.“

Was er nun für kleinwüchsige, aber ernste Menschen gehalten hatte, waren Pinguine, die der Frühling zusammenführte, und die paarweise auf den natürlichen Stufen des

## *Die Menschwerdung der Pinguine*

Felsens in der natürlichen Majestät ihrer dicken weißen Bäuche standen. Ab und zu wedelten sie mit den Flügelstummeln wie mit Armen und stießen friedliche Rufe aus. Sie fürchteten keine Menschen, denn sie kannten sie nicht und hatten nie etwas Schlimmes von ihnen erfahren, und dieser Mönch besaß eine Sanftheit, die die furchtsamsten Tiere beruhigte und den Pinguinen besonders gefiel. Sie wandten ihm mit freundlicher Neugier ihr kleines rundes, mit einem ovalen, weißen Fleck nach vorne verlängertes Auge zu, was ihrem Blick etwas bizarres und menschliches gab.

Gerührt von ihrem Empfang, lehrte der Heilige sie das Evangelium.

„Bewohner dieser Insel, der irdische Tag, der sich über euren Felsen erhoben hat, ist das Abbild des geistigen Tages, der sich in euren Seelen erhebt. Denn ich bringe euch das innere Licht; ich bringe euch das Licht und die Wärme der Seele. Wie die Sonne das Eis auf euren Bergen zum Schmelzen bringt, wird Jesus Christus das Eis in euren Herzen schmelzen.“

So sprach der Alte. Wie überall in der Natur, ruft die Stimme andere Stimmen, so wie alles, was atmet, am Morgen Wechselgesänge liebt, und die Pinguine antworteten dem Alten mit Tönen aus ihrem Schnabel. Und ihre Stimmen waren sanft, denn sie waren in der Brunftzeit.

Und der Heilige, überzeugt, dass sie zu irgendeiner heidnischen Völkerschaft gehörten und in ihrer Sprache ihren Übertritt zum christlichen Glauben bekunden wollten, lud sie ein, die Taufe zu empfangen.

„Ich denke“, sprach er zu ihnen, „dass ihr oft badet. Denn alle Mulden dieser Felsen sind voll von klarem Wasser, und bevor ich zu eurer Versammlung kam, habe ich mehrere von euch in diesen natürlichen Badebecken gesehen. Nun, die Reinheit des Körpers ist das Bild für die geistige Reinheit.“

Und er lehrte sie den Ursprung, das Wesen und die Wirkungen der Taufe.

„Die Taufe, sprach er zu ihnen, ist Annahme, Wiedergeburt, Erneuerung, Erleuchtung.“

Und er erklärte ihnen nacheinander jeden dieser Punkte.

Dann, nachdem er das Wasser gesegnet hatte, das von den Felsen stürzte und die Exorzismen rezitiert hatte, taufte er die, die er gerade belehrt hatte, indem er auf den Kopf eines jeden etwas klares Wasser schüttete und die heiligen Worte sprach.

Und so taufte er die Vögel drei Tage und drei Nächte lang.

## Die Verwandlung

Also sprach der Herr: „Die Taufe dieser Vögel ist gültig. Ich will also diese Vögel in Menschen verwandeln. — Ich sehe dabei mehrere Schwierigkeiten voraus: Viele dieser Menschen werden sich in Unrecht verstricken, was ihnen als Pinguine nicht hätte geschehen können. Gewiss wird ihr Los infolge der Verwandlung weniger beneidenswert sein als ohne diese Taufe und die Eingliederung in die Familie Abrahams.

Aber meine Voraussicht darf nicht ihrer freien Entscheidung vorgreifen. Um die menschliche Freiheit nicht zu beeinträchtigen, ignoriere ich, was ich weiß, lege den Schleier, den meine Blicke durchdrungen haben, wieder vor meine Augen und lasse mich in meiner blinden Voraussicht überraschen von dem, was ich vorausgesehen habe.“

Und alsbald rief er den Erzengel Raphaël:

„Suche den heiligen Mann Maël“, sprach er, „unterrichte ihn von seinem Irrtum und sage ihm, dass er in meinem Namen die Pinguine in Menschen verwandeln soll.“

Und so geschah es.

Als der Erzengel auf die Insel der Pinguine herabgestiegen war, fand er den heiligen Mann schlafend in einer Felsmulde mitten unter seinen neuen Schülern. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und nachdem er ihn geweckt hatte, sprach er mit sanfter Stimme:

„Maël, fürchte dich nicht!“

Und der heilige Mann, geblendet von einem hellen Licht und trunken von einem erlesenen Duft, erkannte den Engel des Herrn und warf sich nieder.

Und der Engel sprach weiter:

„Maël, erfahre deinen Irrtum: Im Glauben, Kinder Adams zu taufen, hast du Vögel getauft; und also sind durch dich Pinguine in die Kirche Gottes eingetreten.“

Der Alte war verblüfft bei diesen Worten.

Und der Engel fuhr fort:

„Erhebe dich, Maël, bewaffne dich mit dem mächtigen Namen des Herrn und sage zu diesen Vögeln: Seid Menschen!“

Und nachdem er geweint und gebetet hatte, bewaffnete sich der heilige Mann Maël mit dem mächtigen Namen des Herrn und sprach zu den Vögeln:

„Seid Menschen!“

Alsbald verwandelten sich die Pinguine. Ihr Stirn verbreiterte sich und ihr Kopf wölbte sich wie der Dom Sankt Maria Rotunda in Rom. Ihre ovalen Augen öffneten sich weiter zur Welt; eine fleischige Nase bekleidete ihre Nasenlöcher; ihr Schnabel verwandelte sich in einen Mund und aus diesem Mund kam das Wort; ihr Hals wurde

### *Die Menschwerdung der Pinguine*

kürzer und dicker; ihre Flügel wurden Arme und ihre Pinguinbeine Menschenbeine; eine unruhige Seele bewohnte ihre Brust.

Dennoch blieben ihnen Spuren ihrer ursprünglichen Natur. Sie neigten dazu, zur Seite zu blicken, sie wiegten sich auf zu kurzen Beinen, ihr Körper blieb mit einem feinen Flaum bedeckt.

Und Maël dankte dem Herrn, dass er diese Pinguine in die Familie Abrahams aufgenommen hatte.

Doch der Gedanke bekümmerte ihn, dass er bald diese Insel verlassen würde um nie mehr zurückzukehren, und dass vielleicht weit von ihm der Glaube der Pinguine untergehen würde aus Mangel an Pflege wie eine zu junge und zu zarte Pflanze. Und ihm kam die Idee, ihre Insel an die Küste Armoricas zu versetzen.

„Ich kenne die Absichten der göttlichen Weisheit nicht“, sagte er für sich. „Aber wenn Gott will, dass die Insel versetzt werde, wer könnte es verhindern?“

Und der Heilige flocht aus dem Leinen seiner Stola ein sehr dünnes, vierzig Fuß langes Seil, band ein Ende um eine Felsspitze, die aus dem Schotter ragte, und mit dem andern Ende des Seils in der Hand stieg er in den steinernen Bottich.

Und der Bottich glitt über das Meer mit der Insel der Pinguine im Schlepptau; nach neun Tagen Fahrt erreichte er mitsamt der Insel die Gestade der Bretonen.

## **Die Beschränkung der Felder und der Ursprung des Eigentums**

Die Insel behielt nicht ihr rauhes Aussehen von damals, als sie inmitten von Eisbergen in einem Amphitheater von Felsen ein Volk von Vögeln beherbergte. Ihr schneebedeckter Gipfel war abgeschmolzen und es blieb davon nicht mehr als ein Hügel, von dessen Höhe man die nebelverhangenen Gestade von Armorica wahrnehmen konnte und den mit dunklen Klippen wie sich aufbäumenden Ungeheuern aus der Tiefe übersäten Ozean.

Ihre Hänge waren jetzt ausgedehnt und tief eingeschnitten und ihre äußere Form erinnerte an das Blatt eines Maulbeerbaums. Sie bedeckte sich plötzlich mit einem den Viehherden zusagenden salzigen Gras, Weiden, uralten Feigenbäumen und erhabenen Eichen. Die Tatsache wird bezeugt von Beda Venerabilis und mehreren anderen glaubwürdigen Autoren.

Im Norden bildete das Ufer eine tiefe Bucht, die später zu einem der berühmtesten Häfen der Welt wurde. Im Osten erstreckte sich entlang einer vom Meer gepeitschten Felsenküste eine menschenleere und duftende Heide. Dies war das Ufer der Schatten,

wohin die Inselbewohner sich nie wagten, aus Furcht vor den Schlangen, die dort in den Vertiefungen der Felsen hausten, und aus Angst, dort, gleich Irrlichtern, den Seelen der Toten zu begegnen. Im Süden umstanden Weinberge und Wälder die warme Bucht der Taucher. An diesem begünstigten Ufer baute Maël eine Kirche und ein Kloster aus Holz. Im Westen bewässerten zwei Bäche, der Clange und die Surelle, die fruchtbaren Täler der Dalles und Dombes.

Eines Herbstmorgens sah der selige Maël, der mit einem Mönch von Yvern namens Bulloch im Tal des Clange spazierenging, auf den Wegen Trupps von wilden Männern mit Steinen. Zugleich hörte er überall Schreien und Klagen vom Tal zum ruhigen Himmel aufsteigen.

Und er sprach zu Bulloch:

„Mit Traurigkeit beobachte ich, mein Sohn, dass die Bewohner dieser Insel seit sie Menschen geworden sind mit weniger Klugheit handeln als zuvor. Als sie Vögel waren, stritten sie nur zur Brunftzeit miteinander. Und jetzt zanken sie sich die ganze Zeit; sie suchen Streit gleichermaßen im Sommer wie im Winter. Wie sehr sind sie abgekommen von jener friedlichen Majestät, die eine Versammlung der Pinguine dem Senat einer weisen Republik ähnlich machte!

Sieh, mein Sohn Bulloch, in Richtung der Surelle. Genau in diesem fruchtbaren Tal ist ein Dutzend Pinguinmänner damit beschäftigt, einander mit Hacken und Spaten zu erschlagen, mit denen sie besser die Erde bearbeiten sollten. Doch grausamer noch als die Männer zerfetzen die Frauen mit ihren Nägeln das Gesicht ihrer Feinde. Mein Sohn Bulloch, warum massakrieren die sich?“

„Aufgrund ihrer Geselligkeit, mein Vater, und aufgrund ihrer Voraussicht der Zukunft. Denn der Mensch ist wesentlich vorausschauend und gesellig. Das ist sein Charakter. Er kann sich nicht verwirklichen ohne eine gewisse Aneignung der Dinge. Diese Pinguine, die Ihr seht, oh Meister, eignen sich Land an.“

„Könnten sie es sich nicht mit weniger Gewalt aneignen?“ fragte der Alte. „Beim Kämpfen tauschen sie Schimpfwörter und Drohungen aus. Ich kann ihre Worte nicht verstehen. Dem Tonfall nach sind sie wütend.“

„Sie klagen sich wechselseitig des Diebstahls und der Usurpation an.“ antwortete Bulloch. „Das ist der allgemeine Sinn ihrer Reden.“

Da stieß der heilige Maël händeringend einen Seufzer aus:

„Seht Ihr nicht, mein Sohn,“ rief er, „den Wüterich, der mit seinen Zähnen die Nase seines am Boden liegenden Feindes zerfleischt, und den andern, der den Kopf einer Frau mit einem gewaltigen Stein zerschlägt?“

„Ich sehe sie,“ antwortete Bulloch. „Sie schaffen das Recht; sie begründen das Ei-

## *Die Menschwerdung der Pinguine*

gentum; sie errichten die Grundsätze der Kultur, die Grundlagen der Gesellschaft und des Staates.“

„Wie das?“ fragte der alte Maël.

„Indem sie ihre Felder begrenzen. Das ist der Ursprung jeder öffentlichen Gewalt. Eure Pinguine, oh Meister, verrichten die erhabensten aller Aufgaben. Ihr Werk wird durch die Jahrhunderte von den Rechtsgelehrten gefeiert und von den Regierenden geschützt und bestätigt werden.“

Während der Mönch Bulloch diese Worte sprach, stieg ein großer Pinguin mit weißer Haut und roten Haaren in das Tal herab, einen Baumstumpf auf der Schulter. Als er zu einem kleinen, sonnenverbrannten Pinguin kam, der gerade seine Salatpflanzen goß, rief er ihm zu:

„Dein Feld gehört mir!“

Und nach diesem mächtigen Wort schlug er seine Keule auf den Kopf des kleinen Pinguins, der tot auf die von seinen Händen bebaute Erde stürzte.

Bei diesem Schauspiel erschauerte der heilige Maël am ganzen Körper und weinte sehr.

Und mit von Zorn und Furcht bebender Stimme richtete er dieses Gebet an den Himmel:

„Mein Herr und mein Gott, der Du das Opfer des jungen Abel annahmst, der Du Kain verfluchtest, räche Du, Herr, diesen unschuldigen Pinguin, erschlagen auf seinem Feld, und lasse den Mörder das Gewicht Deines Armes spüren! Gibt es ein hassenswerteres Verbrechen, eine schwerere Beleidigung Deiner Gerechtigkeit als diesen Mord und diesen Raub?“

„Beachtet, mein Vater“, sprach Bulloch mit Sanftmut, „dass das, was Ihr Mord und Raub nennt, in Wirklichkeit Krieg und Eroberung ist, die heiligen Grundlagen der Reiche und Quellen aller menschlichen Tugenden und Größe. Bedenkt vor allem, dass wenn Ihr den großen Pinguin verurteilt, Ihr das Eigentum in seinem Ursprung und seinem Prinzip angreift.“

Das Land bebauen ist eine Sache, es zu besitzen eine andere. Und diese zwei Dinge dürfen nicht verwechselt werden. Auf dem Gebiet des Eigentums ist das Recht der ersten Inbesitznahme unsicher und schlecht begründet. Das auf der Eroberung beruhende Recht ruht hingegen auf festen Fundamenten. Es ist das einzige, das zu respektieren ist, weil es das einzige ist, das sich Respekt verschaffen kann. Das Eigentum hat als einzigen und ruhmreichen Ursprung die Gewalt. Es entsteht und erhält sich durch sie. Darin ist es erhaben und weicht nur einer größeren Gewalt. Und darum ist es gerecht zu sagen, dass jeder, der besitzt, auch adelig ist. Und dieser große rothaarige Mann

### *Die erste Versammlung der Stände von Pinguinien*

hat soeben, indem er einen Landarbeiter erschlug, um ihm sein Feld zu nehmen, ein sehr vornehmes Haus auf dieser Erde begründet, das in die Geschichte der Pinguine eingehen wird. Ich will ihm Glück wünschen und ihm huldigen.“

Nachdem er so gesprochen hatte, näherte sich Bulloch dem großen Pinguin, der auf der blutverschmierten Erde stand, auf seine Keule gestützt.

Und, nachdem er sich bis zur Erde verneigt hatte:

„Herr Greatauk, hochgeachteter Fürst“, sprach Bulloch, „ich komme Euch zu huldigen als dem Begründer einer legitimen Macht und eines erblichen Reichtums. Auf Eurem Felde verscharrt, wird der Schädel des gemeinen Pinguins, den Ihr erschlagen habt, für alle Zeiten die geheiligten Rechte Eurer Nachkommen auf diese durch Euch geadelte Erde bezeugen. Glückliche Euer Sohn und die Söhne Eurer Söhne! Sie werden Greatauk Herzöge von Skull sein und über die Insel Alca herrschen.“

Dann, seine Stimme erhebend, wendete er sich dem heiligen Greis Maël zu:

„Mein Vater, segnet Greatauk. Denn alle Macht kommt von Gott.“

Maël blieb unbeweglich und stumm, die Augen zum Himmel gerichtet. Die Lehre des Mönches Bulloch gefiel ihm nicht. Aber Bulloch wurde der Begründer des bürgerlichen Rechts der Pinguine.

## **Die erste Versammlung der Stände von Pinguinien**

„Mein Sohn Bulloch“ sagte der greise Maël, „wir müssen eine Zählung der Pinguine durchführen und den Namen eines jeden von ihnen in ein Buch schreiben.“

„Nichts ist dringender“, antwortete Bulloch. „Ohne eine solche Maßnahme kann es keine gute Verwaltung geben.“

Als bald schritt der Apostel mit der Unterstützung von zwölf Mönchen zur Schätzung des Volkes.

Und der greise Maël sprach alsdann:

„Jetzt, da wir ein Verzeichnis aller Bewohner haben, ist es an der Zeit, eine gerechte Steuer zu erheben, um die öffentlichen Ausgaben und den Unterhalt der Abtei zu finanzieren. Jeder soll nach seinem Vermögen dazu beitragen. Darum, mein Sohn, ruft die Alten von Alca, und im Einverständnis mit ihnen werden wir die Steuer einführen.“

Man rief sie zusammen und die Alten, dreißig an der Zahl, versammelten sich im Hof des hölzernen Klosters unter der großen Sykomore. Dies waren die ersten Stände von Pinguinien. Sie bestanden zu drei Vierteln aus den großen Bauern von der Surelle und dem Clange. Greatauk, als vornehmster der Pinguine, setzte sich auf den höchsten Stein.

## *Die Menschwerdung der Pinguine*

Der ehrwürdige Maël nahm Platz inmitten seiner Mönche und hielt folgende Rede:

„Meine Kinder, der Herr gibt, wenn es ihm gefällt, die Reichtümer den Menschen und nimmt sie ihnen wieder. Ich habe euch zusammengerufen, um dem Volk Steuern aufzuerlegen zur Finanzierung der öffentlichen Ausgaben und des Unterhalts der Mönche. Ich meine, dass diese Steuer im Verhältnis zum Reichtum eines jeden stehen muß. So dass ein jeder, der hundert Ochsen hat, zehn davon geben muß; wer zehn hat, muß einen geben.“

Als der Heilige gesprochen hatte, erhob sich Morio, Bauer zu Anis-sur-Clange, einer der Reichsten unter den Pinguinen, und sprach:

„Oh Maël, oh mein Vater, ich meine, dass es gerecht ist, dass jeder beiträgt zu den öffentlichen Ausgaben und den Kosten der Kirche. Was mich anlangt, so bin ich bereit, mich im Interesse meiner Pinguinbrüder von allem zu trennen, was ich besitze. Und wenn es nötig würde, gäbe ich großherzig mein letztes Hemd. Alle die Alten des Volkes sind wie ich geneigt, ihr Gut zu opfern, und man wird ihre vollkommene Treue zum Land und zur Religion nicht bezweifeln können. Man muß also einzig das öffentliche Interesse betrachten und tun, was es gebietet. Und das öffentliche Interesse gebietet, ja fordert, das Vermögen der Reichen zu schonen. Sonst wären die Reichen weniger reich und die Armen ärmer. Denn die Armen leben vom Gut der Reichen, darum ist dieses Gut heilig. Rührt es nicht an! Nähmt Ihr den Reichen, zöget Ihr daraus keinen großen Gewinn, denn sie sind nicht sehr zahlreich, und Ihr würdet Euch im Gegenteil aller Mittel berauben und das Land in die Not tauchen. Wenn Ihr dagegen von jedem Einwohner ein wenig Hilfe verlangt, ohne Rücksicht auf seinen Besitz, erhaltet Ihr genug für die öffentlichen Bedürfnisse, und Ihr werdet nicht nachforschen müssen, was die Bürger besitzen, die jede Nachforschung dieser Art als abscheuliche Schikane betrachten würden. Wenn Ihr jedermann gleich und leicht besteuern würdet, würdet Ihr die Armen schonen, denn Ihr ließt ihnen das Gut der Reichen. Und wie sollte es möglich sein, die Steuer nach dem Reichtum zu bemessen? Gestern hatte ich zweihundert Ochsen, heute habe ich sechzig, morgen werde ich hundert haben. Es mag einer drei Kühe haben, aber sie sind mager; der andere hat nur zwei, aber sie sind fett. Wer von beiden ist der reichere? Die Zeichen des Wohlstandes sind trügerisch. Was gewiss ist, ist dass jedermann trinkt und ißt. Besteuert die Leute nach ihrem Verbrauch. Das wird Weisheit sein und das wird Gerechtigkeit sein!“

So sprach Morio unter dem Applaus der Alten.

„Ich beantrage, diese Rede auf ehernen Tafeln zu gravieren“ rief der Mönch Bulloch. „Sie ist zukunftsweisend; in fünfzehnhundert Jahren werden die besten Nationalökonomien der Pinguine nicht anders sprechen.“

*Die erste Versammlung der Stände von Pinguinien*

Die Alten applaudierten noch, als Greatauk, die Hand am Schwert, diese kurze Erklärung abgab:

„Als Edelmann werde ich mich nicht beteiligen; denn Steuern zahlen ist unedel. Der Pöbel soll zahlen.“



# Der Drache von Alca

## Die Hochzeit von Kraken und Orberose

Einst lebte auf der Insel Alca ein Pinguin, dessen Arm stark und dessen Geist wach war. Er nannte sich Kraken und hatte seine Bleibe am Ufer der Schatten, wohin die Bewohner der Insel sich nicht wagten aus Furcht vor den Schlangen in den Felsspalten und aus Angst, dort den Seelen der ungetauften Pinguine zu begegnen, die des Nachts als Irrlichter klagend an dem verlassenem Ufer herumirrten. Denn man glaubte allgemein, dass mehrere von den Pinguinen, die nach dem Gebet des seligen Maël in Menschen verwandelt worden waren, die Taufe nicht erhalten hatten und nach ihrem Tod zurückkehrten und im Sturm heulten. Kraken bewohnte an der wilden Küste eine unzugängliche Höhle. Man gelangte dorthin nur durch einen unterirdischen Gang von hundert Fuß Länge, zu dem ein Busch den Eintritt verbarg.

Als eines Abends Kraken durch das verlassene Land ging, begegnete er zufällig einer jungen Pinguinin voller Anmut, genannt die Jungfer Orberose. Beim Anblick Krakens stieß sie einen Schrei aus und versuchte wegzulaufen, um ihm zu entkommen. Aber der Held packte sie an den Schleiern, die hinter ihr flatterten und richtete folgende Worte an sie:

„Jungfer, sag mir deinen Namen, deine Familie, dein Land.“

Orberose betrachtete Kraken weiterhin mit Furcht.

„Seid Ihr es, Herr, den ich sehe, oder ist es doch Eure erzürnte Seele?“

Sie sprach so, weil die Bewohner von Alca, da sie keine Nachrichten von Kraken mehr erhielten, seit er am Ufer der Schatten wohnte, ihn für tot hielten und ihn bei den Dämonen der Nacht glaubten.

„Höre auf dich zu fürchten, Tochter von Alca“ antwortete Kraken. „Denn der da zu dir spricht, ist keine herumirrende arme Seele, sondern ein Mann voller Kraft und Macht. Ich werde bald große Reichtümer besitzen.“

Und die junge Orberose fragte:

„Wie glaubst du große Reichtümer zu erwerben, oh Kraken, als Sohn der Pinguine?“

„Durch meine Intelligenz“, antwortete Kraken.

## *Der Drache von Alca*

„Ich weiß“, sagte Orberose, „dass zu der Zeit, als du noch unter uns wohntest, du bekannt warst für deine Geschicklichkeit bei der Jagd und beim Fischfang. Niemand kam dir gleich in der Kunst, den Fisch in einem Netz zu fangen oder schnelle Vögel mit Pfeilen zu durchbohren.“

„Das war nur ein vulgäres und mühsames Gewerbe, oh Mädchen. Ich habe das Mittel gefunden, mir ohne Anstrengung große Reichtümer zu verschaffen. Aber sag mir, wer du bist.“

„Ich heiße Orberose“ antwortete das junge Mädchen.

„Wie bist du hierhergekommen, so weit von deinem Haus und in der Nacht?“

„Kraken, das geschah nicht ohne den Willen des Himmels.“

„Was willst du damit sagen, Orberose?“

„Dass der Himmel, oh Kraken, mich auf deinen Weg gebracht hat, ich weiß nicht warum.“

Kraken betrachtete sie lange in einem finsternen Schweigen.

Dann sagte er mit sanfter Stimme: „Orberose, komm in mein Haus, das ist das des klügsten und tapfersten der Söhne der Pinguine. Wenn du einverstanden bist mir zu folgen, werde ich dich zu meiner Gefährtin machen.“

Da murmelte sie, die Augen niederschlagend:

„Ich werde Euch folgen, Herr.“

So wurde die schöne Orberose die Gefährtin des Helden Kraken. Die Hochzeit wurde nicht mit Gesängen und Fackeln gefeiert, weil Kraken sich auf keinen Fall dem Volk der Pinguine zeigen wollte. Aber versteckt in seiner Höhle entwickelte er große Pläne.

## Der Drache von Alca

„Wir besichtigten dann die Abteilung für Naturgeschichte. . . . Der Verwalter zeigte uns eine Art in Stroh gewickeltes Paket, von dem er sagte, es enthielte das Skelett eines Drachen; was beweise, fügte er hinzu, dass der Drache kein Fabeltier sei.“ (*Memoiren von Giacomo Casanova*. Paris 1843, t. IV pp. 404, 405)

Unterdessen gingen die Bewohner von Alca ruhig ihren Alltagsgeschäften nach. Die von der Nordküste fuhren mit Schiffen hinaus um Fische und Muscheln zu fangen. Die Bauern von den Dombes züchteten Hafer, Roggen und Weizen. Die reichen Pinguine vom Tal der Dalles züchteten Haustiere und die von der Bucht der Taucher bauten Wein an. Händler von Port-Alca trieben mit Armorica Handel mit gesalzenen Fischen. Und das Gold der zwei Britannien, das auf der Insel begann üblich zu werden, erleichterte den Austausch. Das Pinguinvolk genoß in tiefer Ruhe die Frucht seiner Arbeit, als plötzlich ein finsternes Gerücht von Dorf zu Dorf lief. Man hörte überall zugleich, dass ein schrecklicher Drache zwei Höfe in der Bucht der Taucher geplündert habe.

Wenige Tage zuvor war die Jungfer Orberose verschwunden. Man hatte sich nicht sogleich über ihre Abwesenheit beunruhigt, weil sie schon mehrmals von gewalttätigen und verliebten Männern entführt worden war. Das wunderte niemand, denn diese Jungfer war die schönste unter den Pinguininnen. Man bemerkte sogar, dass sie manchmal vor ihren Entführern lief, denn niemand kann seinem Schicksal entkommen. Aber dieses Mal, als sie nicht zurückkam, fürchtete man, der Drache habe sie verschlungen.

Auch die Bewohner des Tales von Dalles erfuhren bald, dass der Drache keines dieser Märchen war, wie sie die Frauen am Brunnen erzählten. Denn eines Nachts verschlang das Ungeheuer in dem Dorf Anis sechs Hühner, ein Schaf und ein Waisenkind namens der kleine Elo. Von den Tieren und dem Kind fand man am nächsten Morgen keine Spur mehr.

Als bald versammelten sich die Alten des Dorfes auf dem Dorfplatz auf der steinernen Bank, um zu beraten, was unter solch schrecklichen Umständen zu tun sei.

Sie riefen alle Pinguine zusammen, die den Drachen in der finsternen Nacht gesehen hatten und befragten sie:

„Habt ihr nicht seine Gestalt und sein Verhalten beobachtet?“

Und jeder antwortete auf seine Weise:

„Er hat Pranken wie ein Löwe, Flügel wie ein Adler und einen Schwanz wie eine Schlange.“

„Sein Rücken hat einen Stachelkamm.“

„Sein ganzer Körper ist bedeckt mit gelblichen Schuppen.“

*Der Drache von Alca*

„Sein Blick zieht in seinen Bann und läßt einen erstarren. Er spuckt Flammen.“

„Er verpestet die Luft mit seinem Atem.“

„Er hat einen Drachenkopf, Löwenpranken und einen Fischeschwanz.“

Und eine Frau aus Anis, der man allgemein gesunden Menschenverstand und ein gutes Urteilsvermögen nachsagte, gab zu Protokoll:

„Er sieht aus wie ein Mensch. Ich hielt ihn zuerst für meinen Mann und sagte noch zu ihm: 'Geh schlafen, Dummkopf.'“

Andere sagten:

„Er ist wie eine Wolke.“

„Er sieht aus wie ein Gebirge.“

Und ein kleines Kind kam und sagte:

„Der Drache, ich hab ihn gesehen wie er seinen Kopf in die Scheune steckte, um meiner Schwester Minnie einen Kuß zu geben.“

Und die Alten befragten die Bewohner weiter: „Wie groß ist der Drache?“

Und es wurde ihnen geantwortet:

„Groß wie ein Ochse.“

„Wie die großen Handelsschiffe der Bretonen.“

„So groß wie ein Mensch.“

„Größer als der Feigenbaum unter dem Ihr sitzt.“

„Groß wie ein Hund.“

Zu seiner Farbe befragt, sagten die Bewohner:

„Rot.“

„Grün.“

„Blau.“

„Gelb.“

„Sein Kopf ist schön grün; die Flügel leuchten orange mit rosa; die Flanken sind silbergrau; der Rücken und der Schwanz sind mit braunen und rosa Streifen versehen, der Bauch ist leuchtend gelb mit schwarzen Punkten.“

„Seine Farbe? Er hat keine Farbe.“

„Er ist drachenfarben.“

Nachdem sie diese Zeugenaussagen gehört hatten, blieben die Alten unsicher, was zu tun sei.

Die einen schlugen vor, den Drachen auszuspähen, ihn zu überraschen und mit einer Menge Pfeile zu ermatten. Die andern schlugen vor, ihn mit Opfern zu besänftigen, da es sinnlos sei, sich einem so mächtigen Ungeheuer gewaltsam zu widersetzen.

„Zahlen wir ihm Tribut“ sagte einer von ihnen, der für weise galt. „Wir werden uns das Ungeheuer geneigt machen, wenn wir ihm angenehme Geschenke bringen, Früchte, Wein, Lämmer, ein junges Mädchen.“

Wieder andere schlugen vor, die Brunnen zu vergiften, wo das Ungeheuer zu trinken pflegte oder es in seiner Höhle auszurauchern.

Aber keiner dieser Vorschläge setzte sich durch. Man diskutierte lange, und die Alten gingen auseinander, ohne einen Entschluß gefasst zu haben.

Während des ganzen Monats, der von den Römern ihrem falschen Gott *Mars* oder *Mavors* geweiht war, plünderte der Drache die Höfe von Dalles und Dombes, stahl fünfzig Schafe, zwölf Schweine und drei Knaben. Alle Familien waren in Trauer und die Insel füllte sich mit Klagen. Um die Geißel zu beschwören, beschlossen die Alten der unglücklichen Dörfer am Clange und der Surelle, sich zu vereinigen und zusammen bei dem seligen Maël um Hilfe zu bitten.

Am fünften Tag des Monats, dessen Namen bei den Lateinern Öffnung bedeutet, weil er das Jahr eröffnet, begaben sie sich in einer Prozession zu der hölzernen Abtei, die sich über der Südküste der Insel erhob. Nachdem man sie in das Kloster hineingeführt hatte, schluchzten und wehklagten sie. Bewegt von ihren Klagen verließ der alte Maël den Saal, wo er sich dem Studium der Astronomie und der Meditation über die Schriften hingab, und stieg herab zu ihnen, gestützt auf seinen Hirtenstab. Bei seiner Ankunft streckten ihm die tief gebeugten Alten grüne Zweige entgegen. Und mehrere verbrannten duftende Kräuter.

Und als er sich nahe dem Klosterbrunnen unter einen alten Feigenbaum gesetzt hatte, sprach er diese Worte:

„Oh meine Söhne, Nachkommenschaft der Pinguine, warum weint und klagt ihr? Warum streckt ihr mir diese flehenden Zweige her? Warum lasst ihr den Rauch der aromatische Kräuter zum Himmel steigen? Warum fleht ihr mich an? Ich bin bereit mein Leben für euch zu geben. Sagt nur, was ihr von eurem Vater hofft.“

Auf diese Fragen antwortete der Erste der Alten:

„Vater der Kinder von Alca, oh Maël, ich werde für alle sprechen.

Ein schrecklicher Drache plündert unsere Felder, entvölkert unsere Ställe und schleppt in seine Höhle die Blüte unserer Jugend. Er hat das Kind Elo verschlungen und sieben Knaben; er hat zwischen seinen hungrigen Zähnen die Jungfer Orberose zermalmt, die schönste der Pinguininnen. Es gibt kein Dorf wo sein giftiger Atem nicht weht und das er nicht mit Verzweiflung füllt.

Dieser schrecklichen Geißel unterworfen kommen wir, oh Maël, dich als den Weise-

## *Der Drache von Alca*

sten zu bitten, uns zum Wohl der Bewohner dieser Insel zu raten, damit das uralte Geschlecht der Pinguine nicht aussterbe.“

„Oh Erster der Alten von Alca“, antwortete Maël, „deine Rede stürzt mich in tiefe Betrübtheit und ich wehklage bei dem Gedanken, dass diese Insel dem Zorn eines schrecklichen Drachen zum Opfer gefallen ist. Ein solcher Vorfall ist nicht einzigartig, und man findet in den Büchern mehrere Geschichten von sehr wilden Drachen. Diese Ungeheuer trifft man hauptsächlich in Höhlen, an den Ufern von Gewässern und bevorzugt bei heidnischen Völkern. Es könnte sein, dass mehrere von euch, obwohl sie die heilige Taufe erhalten haben und wie sehr sie auch in die Familie Abrahams eingegliedert sind, Götter angebetet haben wie die alten Römer oder an die Äste eines heiligen Baumes Bilder, Motivtafeln, wollene Schleifen und Blumengirlanden gehängt haben. Oder auch die Pinguine haben um einen Magischen Stein getanzt und Wasser getrunken aus Quellen, die von Nymphen bewohnt waren. Sollte das der Fall sein, würde ich glauben, dass der Herr diesen Drachen geschickt hat um alle für die Verbrechen einiger zu bestrafen und um euch zu veranlassen, oh Söhne der Pinguine, aus eurer Mitte die Lästerung, den Aberglauben und die Gottlosigkeit zu tilgen. Gegen das Übel, an dem ihr leidet, rate ich euch darum, sorgfältig auf Götzendienst bei euch zuhause zu achten und ihn auszurotten. Auch glaube ich, dass es wirksam ist, zu beten und Buße zu tun.“

So sprach der heilige Greis Maël. Und die Alten des Pinguinvolkes küssten ihm die Füße und kehrten mit gestiegener Hoffnung in ihre Dörfer zurück.

Gemäß den Ratschlägen des heiligen Maël bemühten sich die Bewohner von Alca den Aberglauben auszurotten, der unter ihnen aufgekeimt war. Sie wachten darüber, dass die Töchter nicht mehr um den Zauberbaum tanzen gingen und Zaubersprüche sagten. Sie verboten den jungen Müttern streng, ihre Säuglinge an Findlingen zu reiben, damit sie stark würden. Ein alter Mann aus Dombes, der die Zukunft voraussagte, indem er Malzkörner auf einem Sieb schüttelte, wurde in einem Brunnen ertränkt.

Dennoch fuhr das Ungeheuer fort jede Nacht die Höfe und Ställe zu plündern. Die furchterfüllten Bauern verschanzten sich in ihren Häusern. Eine Schwangere, die durch eine Luke im Mondlicht den Schatten des Drachen auf dem blauen Weg gesehen hatte, erschrak so sehr, dass sie vor ihrer Zeit niederkam.

In diesen Tagen der Prüfung meditierte der der heilige Maël ohne Unterlass über das Wesen der Drachen und über die Mittel, sie zu bekämpfen. Nach sechs Monaten Studien und Gebeten glaubte er gefunden zu haben, was er suchte. Eines Abends, als er am Meeresstrand in Begleitung eines jungen Mönchs namens Samuel spazieren ging,

teilte er ihm seinen Gedanken in diesen Worten mit:

„Ich habe lange die Geschichte und die Sitten der Drachen studiert, nicht um eine eitle Neugier zu befriedigen, sondern um Beispiele zu entdecken, denen man in der gegenwärtigen Lage folgen könnte. Und das, mein Sohn Samuel, ist der Nutzen der Geschichte.

Es ist eine beständige Tatsache, dass die Drachen äußerst wachsam sind. Sie schlafen nie. Auch sieht man sie oft als Hüter von Schätzen verwendet. Ein Drache hütete zu Colchis das goldene Vlies, das Jason von ihm eroberte. Ein Drache wachte über die goldenen Äpfel des Gartens der Hesperiden. Er wurde von Herkules getötet und von Juno in einen Stern des Himmels verwandelt. Die Tatsache wird in den Büchern berichtet; wenn sie wahr ist, ist dies durch Zauberei geschehen, denn die Götter der Heiden sind in Wirklichkeit Teufel. Ein Drache verwehrte den ungebildeten und unwissenden Menschen aus dem Brunnen von Kastalien zu trinken. Man muß sich auch an den Drachen von Andromeda erinnern, der von Perseus getötet wurde.

Aber lassen wir die Fabeln der Heiden, in denen der Irrtum ständig mit der Wahrheit vermischt wird. Wir begegnen Drachen in den Geschichten des ruhmreichen Erzengels Michael, der Heiligen Georg, Philipp, Jakob der Ältere und Patrick sowie der heiligen Frauen Martha und Margarita. Und in solchen höchst glaubwürdigen Geschichten müssen wir Trost und Rat suchen.

Vor allem die Geschichte des Drachen von Silene bietet uns kostbare Beispiele. Ihr müsst wissen, mein Sohn, dass am Ufer eines riesigen Sees, in Nachbarschaft zu der Stadt, ein schrecklicher Drache wohnte, der sich manchmal der Stadtmauer näherte und mit seinem Atem alle vergiftete, die sich in den Vorstädten aufhielten. Und um von dem Ungeheuer nicht verschlungen zu werden, lieferten die Bewohner von Silene ihm jeden Morgen einen der ihren aus. Das Opfer wurde durch das Los bestimmt. Nach hundert anderen fiel das Los auf die Tochter des Königs.

Der heilige Georg, der Militärtribun war und durch die Stadt Silene kam, erfuhr, dass die Tochter des Königs soeben zu dem wilden Tier geführt worden war. Sogleich stieg er wieder auf sein Pferd und mit seiner Lanze bewaffnet, machte er sich auf den Weg zur Begegnung mit dem Drachen, den er gerade in dem Moment erreichte, wo das Ungeheuer im Begriff war, die königliche Jungfrau zu verschlingen. Und als der heilige Georg den Drachen in den Staub geworfen hatte, band die Tochter des Königs ihren Gürtel um den Hals des Tieres, das ihr folgte wie ein Hund an der Leine.

Das ist uns ein Beispiel für die Macht der Jungfrauen über die Drachen. Die Geschichte der heiligen Martha liefert uns davon noch einen sichereren Beweis. Kennt Ihr diese Geschichte, mein Sohn Samuel?“

## *Der Drache von Alca*

„Ja, mein Vater.“ antwortete Samuel.

Und der selige Maël fuhr fort:

„Es gab in einem Wald, an den Ufern der Rhône zwischen Arles und Avignon einen Drachen, halb Vierbeiner, halb Fisch, größer als ein Ochse, mit Zähnen spitz wie Hörner und großen Flügeln an den Schultern. Er stürzte die Schiffe um und verschlang die Passagiere. Auf das Gebet des Volkes ging die heilige Martha zu dem Drachen, der gerade dabei war einen Menschen zu verschlingen, band ihm ihren Gürtel um den Hals und führte ihn leicht zur Stadt.

Diese beiden Beispiele veranlassen mich zu denken, dass es richtig ist, die Macht einer Jungfrau zu nutzen um den Drachen zu besiegen, der Schrecken und Tod auf der Insel Alca sät.

Darum, mein Sohn Samuel, mach dich bereit und gehe, ich bitte dich, mit zwei deiner Gefährten in alle Dörfer dieser Insel und gib überall bekannt, dass nur eine Jungfrau die Insel von dem Ungeheuer, das sie entvölkert, befreien kann.

Du sollst geistliche Lieder und Psalmen singen und verkünden: 'Oh Kinder der Pinguine, wenn es unter euch eine sehr reine Jungfrau gibt, möge sie sich erheben und bewaffnet mit dem Zeichen des Kreuzes ausziehen, um den Drachen zu bekämpfen.'“

So sprach der Alte, und der junge Samuel versprach zu gehorchen. Schon am nächsten Morgen machte er sich bereit und brach auf mit zwei seiner Gefährten auf, um den Bewohnern von Alca bekanntzugeben, dass nur eine Jungfrau die Pinguine vom Zorn des Drachen erlösen könne.

Orberose liebte nicht nur ihren Gemahl. Zur Stunde da die Venus am bleichen Himmel aufging, während Kraken Schrecken über den Dörfern verbreitete, besuchte sie einen jungen Schäfer aus Dalles, dessen graziöse Gestalt eine unermüdliche Kraft barg, in seinem rollenden Zuhause. Die schöne Orberose teilte mit Vergnügen das duftende Lager des Hirten. Aber statt sich ihm zu erkennen zu geben, nannte sie sich Brigide und gab sich für die Tochter eines Gärtners der Taucherbucht aus. Wenn sie sich bedauernd seinen Armen entwand, lief sie durch die Wiesen, aus denen der Nebel stieg, zum Ufer der Schatten; wenn sie zufällig einem verspäteten Bauern begegnete, entfaltete sie ihre Schleier wie große Flügel und rief:

„Wanderere, senke die Augen, damit du nicht klagen musst: 'Ein Unglück ist mir begegnet, denn ich habe den Engel des Herrn gesehen.'“

Der zitternde Dorfbewohner kniete nieder, die Stirn gegen den Boden gedrückt. Und einige sagten, dass auf der Insel nachts Engel auf den Wegen umhergingen, und dass man stürbe, wenn man sie ansähe.

Kraken wußte davon nichts, denn er war ein Held, und Helden kommen nie hinter die Geheimnisse ihrer Frauen. Aber obwohl er nichts von dieser Liebe wußte, genoß er die Vorteile daraus. Er fand seine Gefährtin jede Nacht schöner und heiterer, Begierde ausströmend und das Ehebett mit einem zarten Duft von Heidekraut und Thymian erfüllend. Sie liebte Kraken mit einer Liebe, die nie lästig oder besorgt wurde, weil sie sich nicht auf ihn allein erstreckte.

Und die glückliche Untreue Orberoses sollte bald den Helden aus einer großen Gefahr retten und ihm für immer Vermögen und Ruhm sichern. Denn als sie in der Dämmerung einen Rinderhirten aus Belmont gesehen hatte, der seine Rindviecher antrieb, begann sie diesen mehr zu lieben als sie den Schäfer je geliebt hatte. Der Hirt war bucklig, seine Schultern überragten seine Ohren; sein Körper schaukelte auf ungleichen Beinen, unter seinem wirren Haar schickten böse Augen wilde Blicke. Aus seinem Maul kam eine rauhe Stimme und ein grelles Lachen; er roch wie ein ganzer Kuhstall. Aber in ihren Augen war er schön. „Die Liebe ist wie der Tau, fällt auf die Rose und fällt auf die Sau“, wie der weise Gnathon sagte.

Eines Tages, als sie auf einem Dachboden des Dorfes entspannt in den Armen des Rinderhirten lag, überraschten plötzlich Trompetenklänge, Stimmengewirr und das Getrampel von Schritten ihre Ohren. Sie spähte durch die Luke und sah die Bewohner auf dem Marktplatz um einen jungen Mönch versammelt, der auf einem Stein mit klarer Stimme diese Worte sprach:

„Bewohner von Belmont, der Abt Maël, unser verehrter Vater, teilt euch durch meinen Mund mit, dass weder die Gewalt der Arme noch die Macht der Waffen gegen den Drachen helfen wird, sondern das Untier wird überwunden werden durch eine Jungfrau. Wenn sich also unter euch eine reine und unberührte Jungfrau befindet, möge sie sich erheben und vor das Ungeheuer treten; und danach wird sie ihm ihren Gürtel um den Hals legen können und es ebenso leicht führen können als wäre es ein kleiner Hund.“

Und der junge Mönch zog seine Kapuze über und ging davon, um in andere Dörfer die Botschaft des seligen Maël zu tragen.

Er war schon weit, als Orberose, auf dem Stroh ihres Liebeslagers hockend, eine Hand auf dem Knie und das Kinn auf der Hand, immer noch über das nachdachte, was sie gehört hatte. Obwohl sie für Kraken viel weniger von der Macht einer Jungfrau fürchtete als von einem Trupp bewaffneter Männer, beruhigte sie die Botschaft des seligen Maël nicht; ein unbestimmter und sicherer Instinkt, der ihren Geist lenkte, warnte sie, dass von jetzt ab Kraken als Drache nicht mehr sicher sein konnte.

## *Der Drache von Alca*

Sie fragte den Rinderhirten:

„Mein Herz, was denkst du von dem Drachen?“

Der Rinderhirte schüttelte den Kopf:

„Es ist gewiss, dass in alten Zeiten Drachen die Erde verheerten, und es gab davon einige, die so groß waren wie ein Gebirge. Aber das ist vorbei, und ich glaube, dass, was man hier für ein schuppenbedecktes Ungeheuer hält, Piraten sind oder Kaufleute, die die schöne Orberose und die schönsten der Kinder von Alca auf ihr Schiff verschleppt haben. Und wenn einer von diesen Strolchen versucht mir meine Ochsen zu stehlen, werde ich schon wissen, wie ich ihn mit Gewalt oder List daran hindere.“

Dieses Wort des Rinderhirten mehrte die Klugheit Orberosos und belebte ihre Sorge für ihren geliebten Gatten.

Die Tage vergingen, und keine Jungfrau meldete sich, um das Ungeheuer zu besiegen. Und in der hölzernen Abtei saß der greise Maël im Schatten eines alten Feigenbaumes auf einer Bank in der Gesellschaft eines tieffrommen Mönches namens Régimental und fragte sich voller Unruhe und Traurigkeit, wieso sich auf Alca keine einzige Jungfrau fand.

Er seufzte, und Bruder Régimental seufzte auch. Da in diesem Moment der junge Samuel im Garten vorbeikam, rief ihn der greise Maël und sprach zu ihm:

„Ich habe nochmals nachgedacht, mein Sohn, über die Mittel, den Drachen zu vernichten, der die Blüte unserer Jugend, unserer Herden und unserer Ernten verschlingt. In dieser Hinsicht erscheint mir die Geschichte der Drachen des heiligen Riok und des heiligen Pol von Léon besonders lehrreich. Der Drache von Sankt Riok war sechsunddreißig Fuß lang, sein Kopf hatte Ähnlichkeit mit einem Hahn und einem Basilisk, sein Körper mit einem Ochsen und einer Schlange; er suchte die Gestade von Elorn heim zur Zeit des Königs Bristocus. Im Alter von zwei Jahren führte Sankt Riok ihn an der Leine bis zum Meer, wo sich das Ungeheuer freiwillig ertränkte. Der Drache von Sankt Pol, sechzig Fuß lang, war nicht weniger schrecklich. Der selige Apostel von Léon band ihm seine Stola um und gab ihn einem jungen Herrn von großer Reinheit zum Führen. Diese Beispiele beweisen, dass vor den Augen Gottes ein keuscher junger Mann ebenso angenehm ist wie eine Jungfrau. Der Himmel macht hier keinen Unterschied. Darum, mein Sohn, wenn Ihr mir glauben wollt, werden wir beide uns an das Ufer der Schatten begeben; wenn wir bei der Höhle des Drachen angekommen sind, werden wir das Ungeheuer mit lauter Stimme rufen und wenn es sich nähert, werde ich meine Stola um seinen Hals schlingen und Ihr werdet es an der Leine bis zum Meer führen, wo es unweigerlich ertrinken wird.“

Bei dieser Rede des Greises senkte Samuel den Kopf und antwortete nicht.

„Ihr scheint zu zögern, mein Sohn“, sagte Maël.

Gegen seine Gewohnheit ergriff Bruder Régimental das Wort, ohne gefragt worden zu sein.

„Man sollte schon zögern“, sagte er. „Sankt Riok war erst zwei Jahre alt, als er den Drachen überwand. Wer sagt Euch, dass er neun oder zehn Jahre später dasselbe nochmals hätte tun können? Beachtet, mein Vater, dass der Drache, der unsere Insel in Verzweigung stürzte, den kleinen Elo und vier oder fünf andere Knaben verschlungen hat. Bruder Samuel ist nicht so anmaßend, sich mit neunzehn Jahren für unschuldiger zu halten als mit zwölf und vierzehn.“

„Ach“, fuhr der Mönch seufzend fort. „Wer kann sich rühmen keusch zu sein in einer Welt, in der uns alles das Beispiel und Vorbild der Liebe gibt, wo alles in der Natur, Tiere und Pflanzen, uns wollüstige Umarmungen zeigt und rät? Die Tiere sind begierig, sich auf ihre Art zu vereinigen, doch die Hochzeitsbräuche der Vierfüßer, der Vögel, der Fische und der Reptilien erreichen nicht die Erotik der Hochzeit der Bäume. Alles was sich die Heiden in ihren Fabeln an ungeheuerlichen Schamlosigkeiten vorgestellt haben, wird von der einfachsten Feldblume übertroffen, und wenn Ihr die Unzucht der Lilien und Rosen kennen würdet, so würdet ihr diese Kelche der Unreinheit, diese Skandalgefäße von den Altären entfernen.“

„Sprecht nicht so, Bruder Régimental“, antwortete der greise Maël. „Weil sie dem Naturgesetz unterworfen sind, sind Tiere und Pflanzen immer unschuldig. Sie haben keine Seele zu bewahren, während der Mensch . . .“

„Ihr habt recht“, antwortete Bruder Régimental. „Das sind zwei Paar Stiefel. Aber schickt den jungen Samuel nicht zu dem Drachen: Der Drache würde ihn fressen. Schon seit fünf Jahren ist Samuel nicht mehr im Stande, Ungeheuer durch seine Unschuld zu erstaunen. Im Jahr des Kometen setzte der Teufel auf seinen Weg eine Melkerin, die ihre Schürze hob, um eine Furt zu überqueren. Samuel wurde versucht, doch er überwand die Versuchung. Der Teufel, der nicht aufgibt, schickte ihm in einem Traum das Bild dieses Mädchens. Das Traumbild bewirkte, was der lebende Körper nicht vermocht hatte: Samuel erlag. Beim Erwachen tränkte er mit seinen Tränen sein entweihtes Lager; leider gab die Reue ihm nicht seine Unschuld wieder.“

Als er das hörte, fragte sich Samuel, wie sein Geheimnis hatte bekannt werden können, denn er wusste nicht, dass es der Teufel war, der das Aussehen des Bruders Régimental angenommen hatte, um die Mönche von Alca innerlich zu erschüttern.

Und der alte Maël grübelte und fragte sich voll Angst: „Wer wird uns vom Zahn des Drachen befreien? Wer wird uns vor seinem Atem schützen? Wer wird uns vor seinem

## *Der Drache von Alca*

Blick retten?“

Doch inzwischen begannen die Bewohner von Alca Mut zu schöpfen. Die Bauern von Dombes und die Rinderhirten von Belmont waren sich sicher, dass sie gegen ein wildes Tier besser wären als ein Mädchen und sie klopfen auf ihre Armmuskeln und riefen: „Er soll nur kommen, der Drache!“ Viele Männer und Frauen hatten ihn gesehen. Sie waren sich nicht einig über seine Gestalt und sein Gesicht, aber alle waren sich jetzt einig, dass er nicht so groß war, wie man geglaubt hatte, und dass seine Größe kaum die Größe eines Menschen überschritt. Man organisierte die Verteidigung: Bei Sonnenuntergang stellte man Wachen an die Stadttore, um Alarm zu schlagen; mit Mistgabeln und Sichel bewaffnete Abteilungen bewachten nachts die Gehege, wo das Vieh eingeschlossen war. Einmal sogar überraschten ihn kühne Bauern in dem Dorf Anis, als er über die Mauer von Morio sprang; mit Dreschflegeln, Sichel und Mistgabeln verfolgten sie ihn und erwischten ihn beinahe. Einer von ihnen, ein tapferer und geschickter Mann, glaubte ihn mit seiner Mistgabel gestochen zu haben, doch er rutschte in einer Pfütze aus und ließ ihn entkommen. Die andern hätten den Drachen bestimmt erreicht, wenn sie nicht ihre Aufmerksamkeit auf das Wiedereinfangen der Hasen und Hühner gerichtet hätten, die er auf der Flucht fahren ließ.

Diese Bauern erklärten den Alten des Dorfes, dass das Ungeheuer ihnen von Gestalt und Ausmaßen ziemlich menschlich erschiene, mit Ausnahme des Kopfes und des Schwanzes, die wirklich schrecklich wären.

## **Die Überwindung des Drachen von Alca**

An diesem Tag kehrte Kraken früher als gewöhnlich in seine Höhle zurück. Er zog seinen Helm aus Seehundfell mit den Ochsenhörnern und den schrecklichen Stoßzähnen ab, warf seine Handschuhe mit den furchtbaren Klauen aus den Schnäbeln von Seevögeln auf den Tisch und löste seinen Gürtel, an dem ein langer schuppiger grüner Schwanz hing. Dann befahl er seinem Pagen Elo, ihm die Stiefel auszuziehen, und als der Knabe nicht schnell genug spurte, gab er ihm einen Tritt, dass er ans andere Ende der Höhle flog.

Ohne die schöne Orberose zu beachten, die Wolle spann, setzte er sich vor den Kamin, wo ein Schaf briet, und murmelte:

„Schändliche Pinguine! ... Es gibt keinen schlimmeren Beruf als den Drachen zu spielen.“

„Was sagt mein Herr?“ fragte die schöne Orberose.

„Man fürchtet mich nicht mehr“, fuhr Kraken fort. „Früher floh alles, wenn ich mich

näherte; ich steckte Hühner und Hasen in meinen Sack und trieb Schafe und Schweine, Kühe und Ochsen vor mir her. Heute passen diese Bauerntölpel auf; sie haben Wachen aufgestellt. Gerade habe ich in dem Dorf Anis, verfolgt von Bauern mit Dreschflegeln, Sensen und grausamen Mistgabeln, Hühner und Hasen laufen lassen, meinen Schwanz auf den Arm nehmen und um mein Leben rennen müssen. Also ich frage Euch, ist das eines Drachen von Kappadokien würdig, davonzulaufen wie ein Dieb, den Schwanz auf dem Arm? Hinzu kommt, dass ich, behindert von meinem Drachenkamm, den Hörnern, Zähnen und Schnabelklauen, nur mit großer Mühe einem Dummkopf entkam, der mir seine Mistgabel einen halben Daumen tief in die linke Hinterbacke stieß.“ Und er befühlte mit der Hand sorgsam die verletzte Stelle.

Und nachdem er sich einige Zeit bitteren Überlegungen hingegeben hatte:

„Was für Idioten sind doch diese Pinguine! Ich bin es leid, Flammen vor die Nasen solcher Schwachköpfe zu blasen. Orberose, hörst du mich?..“

Wie er so gesprochen hatte, nahm der Held den schrecklichen Helm in die Hände und betrachtete ihn in finsterem Schweigen. Dann sprach er:

„Diesen Helm habe ich eigenhändig geschneidert in Form eines Fischkopfes aus Seehundfell. Um ihn schrecklicher zu machen, habe ich die Hörner eines Ochsen daran befestigt und ihn mit einem Wildschweinkiefer ausgestattet. Und einen purpurrot gefärbten Pferdeschwanz habe ich daran gehängt. Kein Bewohner dieser Insel konnte seinen Anblick ertragen, wenn ich in der Abenddämmerung damit herumging. Wenn ich kam, flohen Frauen, Kinder, Knaben und Greise Hals über Kopf, und ich trug den Schrecken in das ganze Volk der Pinguine. Durch wessen Ratschläge wagt es jetzt dieses freche Volk, seinen ursprünglichen Schrecken zu überwinden, sich diesem furchtbaren Maul zu stellen und diesen gruseligen Kopfputz zu verfolgen?“ Und er warf seinen Helm auf den Felsboden. „Es ist aus mit dir, trügerischer Helm! Ich schwöre bei allen Teufeln Armoricas, dich nie wieder auf meinem Kopf zu tragen.“

Und nach diesem Eid zertrampelte er mit den Füßen seinen Helm, seine Handschuhe, seine Stiefel und seinen Schuppenschwanz.

„Kraken“, sprach die schöne Orberose. „Erlaubt Ihr Eurer Dienerin eine List, um Euren Ruhm und Euren Besitz zu erhalten? Verachtet nicht die Hilfe einer Frau. Ihr braucht sie, denn Ihr seid ein Mann, und die Männer sind alle Schwachköpfe.“

„Frau“, fragte Kraken. „Was sind deine Pläne?“

Und die schöne Orberose teilte ihrem Gatten mit, dass Mönche durch die Dörfer und das Land gingen und die Bewohner die beste Art lehrten, den Drachen zu bekämpfen, dass nach deren Anweisungen das Untier überwunden werden würde durch eine Jungfrau, und dass eine solche, wenn sie ihren Gürtel dem Drachen um den Hals bände,

## *Der Drache von Alca*

ihn ebenso leicht führen würde wie einen kleinen Hund.

„Woher weißt du, dass die Mönche solches lehren?“ fragte Kraken.

„Mein Freund,“ antwortete Orberose. „Unterbrecht nicht den ernstesten Gegenstand durch eine leichtfertige Frage. . . .’Wenn sich also’ fügten die Mönche hinzu, ’auf Alca eine sehr reine Jungfrau findet, möge sie aufstehn.’“

Nun, Kraken, ich habe beschlossen, auf ihren Appell zu antworten. Ich werde den heiligen Greis Maël aufsuchen und ihm sagen: ’Ich bin die Jungfrau, vom Himmel zur Überwindung des Drachen bestimmt.’“

Bei diesen Worten entrüstete sich Kraken:

„Wie willst du diese reine Jungfrau sein? Und warum willst du mich bekämpfen, Orberose? Hast du den Verstand verloren? Merke dir, dass ich mich nicht von dir besiegen lassen werde!“

„Könnten wir nicht versuchen zu verstehen, bevor wir uns aufregen?“ seufzte die schöne Orberose mit einer tiefen und sanften Verachtung.

Und sie legte ihre feinen Pläne dar.

Während er ihr zuhörte, wurde der Held nachdenklich. Und als sie geendet hatte, sprach er:

„Orberose, deine List ist tief. Und wenn deine Pläne so funktionieren, wie du es vorausgesagt hast, werde ich große Vorteile daraus ziehen. Aber wie willst du die vom Himmel auserwählte Jungfrau werden?“

„Mach dir keine Sorgen, Kraken“, antwortete sie. „Und lass uns zu Bett gehen.“

Am nächsten Morgen behängte Kraken in der nach Fett stinkenden Höhle ein sehr unförmiges Gerippe aus Weidenholz mit schrecklich borstigen, schuppigen Häuten. An eine der Enden des Gerippes nähte die schöne Orberose den wilden Kamm und das abscheuliche Gesicht, das Kraken auf seinen Verwüstungszügen trug, und am anderen Ende befestigte sie den schuppigen Schwanz, den der Held hinter sich her zu schleppen pflegte. Und, als dies getan war, hießen sie den kleinen Elo und die fünf andern Kinder, die ihnen dienten, in diese Maschine hineinzusteigen um sie in Bewegung zu setzen, und im Innern durch Röhren zu atmen und Werg darin zu verbrennen, um durch das Maul des Drachen Flammen und Rauch zu speien.

Mit einem Gewand aus Leinen bekleidet und einem groben Strick gegürtet, begab sich Orberose zur Abtei und wünschte den seligen Maël zu sprechen. Und weil es Frauen untersagt war, den Klosterbereich zu betreten, trat der Greis aus dem Tor, in seiner Rechten den Hirtenstab, und mit der linken Hand sich auf die Schulter des Bruders, des jüngsten seiner Schüler stützend. Er fragte:

„Frau, wer bist du?“

„Ich bin die Jungfer Orberose.“

Bei dieser Antwort hob Maël seine zitternden Arme zum Himmel.

„Sagst du die Wahrheit, Frau? Es ist eine sichere Tatsache, dass Orberose vom Drachen verschlungen worden ist. Und doch sehe ich Orberose, und ich höre sie! Hast du dich vielleicht, oh meine Tochter, im Bauche des Ungeheuers mit dem Kreuzzeichen bewaffnet und bist unverehrt aus seinem Maul herausgekommen? Dies erscheint mir am wahrscheinlichsten.“

„Du täuschst dich nicht, mein Vater“ antwortete Orberose. „Genau das ist mir geschehen. Aus dem Bauch des Ungeheuers entkommen, floh ich in eine Einsiedelei am Ufer der Schatten. Dort lebte ich in der Einsamkeit, dem Gebet und der Meditation hingegen und in einem unerhört strengen Fasten, als ich durch göttliche Offenbarung erfuhr, dass nur eine Jungfrau den Drachen überwinden könne, und dass ich diese Jungfrau sei.“

„Zeige mir ein Zeichen deiner Sendung.“ sagte der Alte.

„Das Zeichen bin ich selbst.“ antwortete Orberose.

„Ich kenne wohl die Macht jener, die ein Siegel auf ihrem Fleisch haben“ antwortete der Apostel der Pinguine. „Aber bist du diejenige, für die du dich ausgibst?“

„Du wirst es an den Wirkungen erkennen.“ antwortete Orberose.

„Meine Tochter, wie gedenkt Ihr ein wildes Tier wie das, welches Euch schon einmal gefressen hat, zu besiegen?“

Die Jungfrau antwortete:

„Morgen bei Sonnenaufgang, oh Maël, sollst du das Volk auf dem Hügel vor der verlassenenen Heide, welche sich bis zum Ufer der Schatten erstreckt, zusammenrufen, und du sollst darauf achten, dass kein Pinguin sich weniger als fünfhundert Schritte von den Felsen aufhält, denn er würde von dem Atem des Ungeheuers auf der Stelle vergiftet. Und der Drache wird aus den Felsen hervorkommen und ich werde ihm meinen Gürtel um den Hals legen und ihn wie einen braven Hund an der Leine führen.“

„Möchtest Du dich nicht von einem mutigen und frommen Mann begleiten lassen, der den Drachen tötet?“ fragte Maël.

„Du hast es gesagt, oh Alter: Ich werde das Ungeheuer Kraken übergeben, der es mit seinem funkelnden Schwert umbringen wird. Denn du mußt wissen, dass der edle Kraken, den man für tot hielt, unter die Pinguine zurückkehren und den Drachen töten wird. Und aus dem Bauch des Tieres werden die Kinder herauskommen, die er verschlungen hat.“

## *Der Drache von Alca*

„Was du mir verkündest, oh Jungfrau“ rief der Apostel, „scheint mir wunderbar und übermenschlich.“

„Das ist es.“ antwortete die Jungfer Orberose. „Aber wisse, oh Maël, dass ich die Offenbarung erhalten habe, dass das Pinguinvolk für seine Befreiung dem Ritter Kraken einen jährlichen Tribut von dreihundert Hühnern, zwölf Schafen, zwei Ochsen, drei Schweinen, achtzehnhundert Scheffel Getreide und Gemüse je nach der Jahreszeit wird zahlen müssen; und dass weiterhin die Kinder, die aus dem Bauch des Drachen kommen, dem Kraken als Hörige gegeben werden sollen, um ihn zu bedienen und ihm in allem zu gehorchen.“

Wenn das Pinguinvolk seine Pflicht nicht erfüllt, wird ein neuer, noch schrecklicherer Drache auf die Insel kommen. Ich habe gesprochen.“

Zusammengerufen von dem alten Maël verbrachte das Volk der Pinguine die Nacht am Ufer der Schatten innerhalb der Grenzen, die der Heilige gezogen hatte, damit kein Pinguin von dem Atem des Ungeheuers vergiftet würde.

Die Schleier der Nacht bedeckten noch die Erde, als der Drache unter wildem Gebrüll auf den Felsen des Ufers erschien. Er kroch wie eine Schlange und sein schuppiger Körper schien fünfzehn Fuß lang. Bei seinem Anblick wich die Menge vor Schreck zurück. Aber bald wandten sich die Blicke der Jungfer Orberose zu, die ganz in weiß gekleidet in der ersten Morgendämmerung auf der rosafarbenen Heide dahinschritt. Mit furchtlosem und sittsamem Schritt ging sie auf das Untier zu, das brüllend ein feuerspeiendes Maul öffnete. Ein gewaltiger Schrei des Schreckens und des Mitleids erhob sich unter den Pinguinen. Aber die Jungfrau löste ihren leinenen Gürtel, legte ihn um den Hals des Drachen, so dass sie ihn unter dem Beifall der Zuschauer wie einen treuen Hund an der Leine führte.

Sie war schon eine lange Strecke der Heide gegangen, als Kraken erschien mit einem funkelnden Schwert bewaffnet. Das Volk, das ihn für tot gehalten hatte, stieß Schreie der Überraschung und der Freude aus. Der Held stürzte sich auf das Tier, warf es auf den Rücken und öffnete ihm den Bauch, aus dem im Hemd, strubblig und mit gefalteten Händen der kleine Elo und die fünf anderen Kinder stiegen, die das Ungeheuer gefressen hatte.

Unverzüglich warfen sie sich nieder vor der Jungfer Orberose, die sie in die Arme nahm und ihnen ins Ohr sagte:

„Ihr müßt jetzt durch die Dörfer gehen und sagen: 'Wir sind die armen kleinen Kinder, die der Drache gefressen hat, und wir sind im Hemd aus seinem Bauch gekommen.' Die Bewohner werden euch im Überfluß alles geben, was ihr euch wünschen

## *Die Überwindung des Drachen von Alca*

könnt. Aber wenn ihr etwas anderes sagt, wird es Mauschellen und Fußtritte hageln. Geht!“

Als sie den Drachen mit geöffnetem Bauch daliegen sahen, eilten mehrere Pinguine herbei um ihn in Stücke zu zerhauen, die einen aus Wut und Rache, die andern um den im Kopf des Drachen erzeugten Zauberstein Dracontit zu finden. Die Mütter der wiederauferstandenen Kinder liefen herbei um ihre lieben Kleinen zu umarmen. Aber der heilige Maël hielt sie zurück, indem er ihnen vorhielt, dass sie allesamt nicht heilig genug seien um sich dem Drachen zu nähern ohne zu sterben.

Und bald kamen der kleine Elo und die fünf andern Kinder zum Volk und sagten:

„Wir sind die armen kleinen Kinder, die der Drache verschlungen hat, und wir sind im Hemd aus seinem Bauch entronnen.“

Und alle, die sie hörten, liebkosten sie und sprachen:

„Ihr gesegneten Kinder, wir werden euch im Überfluß alles geben, was ihr euch wünscht.“

Und die Volksmenge ging freudig bewegt auseinander, Hymnen und Lieder singend.

Zur Erinnerung an diesen Tag, an dem die Vorsehung das Volk von einer grausamen Geisel erlöste, wurden Prozessionen durchgeführt, auf denen man das Bild eines gefesselten Drachen mitführte.

Kraken erhob den Tribut und wurde der reichste und mächtigste der Pinguine. Zum Zeichen seines Sieges und um einen heilsamen Schrecken hervorzurufen, trug er auf dem Kopf einen Drachenkamm und pflegte zu dem Volk zu sagen:

„Jetzt da der Drache tot ist, bin ich der Drache.“

\*

Orberose schlang noch lange ihre großzügigen Arme um den Hals von Rinderhirten und Schäfern, die sie vergötterte. Und als sie nicht mehr schön war, weihte sie sich dem Dienst des Herrn.

Nach ihrem Tode wurde sie in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen und Schutzpatronin von Pinguinien.

Kraken hinterließ einen Sohn, der wie sein Vater den Drachenkamm trug und deshalb den Beinamen Draco erhielt. Er begründete das erste Königsgeschlecht der Pinguine.



# Die Pinguine im Mittelalter

## Brian der Fromme und die Bären

Die Könige von Alca, die aus Draco, Sohn von Kraken, hervorgingen, trugen auf dem Kopf einen schrecklichen Drachenkamm, ein heiliges Zeichen, dessen Anblick allein dem Volke Verehrung, Furcht und Liebe einflößte. Sie lagen beständig im Kampf entweder mit ihren Vasallen und ihren Untertanen oder mit den Fürsten der Inseln und benachbarter Kontinente. Die ältesten dieser Könige haben nur einen Namen hinterlassen. Auch wissen wir nicht wie man diesen ausspricht oder schreibt. Der erste Draconide, dessen Geschichte man kennt, ist Brian der Fromme, geschätzt wegen seiner List und seines Mutes im Krieg und auf der Jagd.

Er war Christ, liebte die schönen Künste und begünstigte die Männer, die sich dem Klosterleben weihten. Im Saal seines Palastes, wo von verräucherten Holzbalken die Köpfe, Geweihe und Hörner wilder Tiere hingen, gab er Feste, zu denen alle Harfenspieler von Alca und den benachbarten Inseln geladen waren, und dabei sang er selbst das Lob der Helden. Gerecht und großmütig, aber erfüllt von einer heißen Liebe zum Ruhm, konnte er nicht umhin, diejenigen umzubringen, die besser gesungen hatten als er.

Er feierte gerne ausschweifende und opulente Feste und gab dabei viel Geld aus. Deshalb schickte er seinen Schatzmeister immer wieder los, um noch mehr Geld aus seinen Untertanen herauszupressen. Doch diese waren es leid, und eines Tages berichtete der Schatzmeister seinem König:

„Die Leute wollen nicht mehr Steuern bezahlen, mein König. Das letzte Mal waren sie gar feindlich gesinnt und machten bedrohliche Anstalten.“

Der dicke, reich geschmückte König schaute ihn ungeduldig und mürrisch an. „Aber ich will meine Feste feiern. Dann nimm eben mehr Soldaten mit. Was fällt denen ein! Ich bin ihr König.“

„Mein König, das wird nicht viel bringen. Ich befürchte gar, dass sie aufbegehren werden. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.“

## *Die Pinguine im Mittelalter*

Brian der Fromme drehte mit seinen Wurstfingern an seinen Goldringen und strich über seinen königlichen Bauch.

„Du hast doch kürzlich Bären in meinem Königreich gesehen.“

Der Schatzmeister wollte es wissen: „Mein König, ich verstehe den Zusammenhang nicht. Was hat das ...“

„Genug mit deinen Einwänden!“ König Brian wurde ärgerlich. „Du gehst los und sagst den Bauern, dass du Bären gesehen hast, die sehr gefährlich sind und ihnen das Letzte nehmen, was sie noch haben.“

Der Schatzmeister schaute seinen Herrn mit zusammengekniffenen Augenbrauen an. „Du sagst ihnen, dass der König sie beschützen wird vor den gefährlichen Bären, wenn ...“

Des Schatzmeisters Augenbrauen glätten sich wieder.

„...wenn sie die geforderten Steuern zahlen. Das wird ihnen ihr Leben wert sein. Los, geh.“

Und siehe da, der Schatzmeister zog los und kam mit einer gut gefüllten Schatztruhe zurück.

## **Die Königin Glamorgane**

König Brian ließ in der Nähe seines Palastes ein Kloster bauen. Jeden Tag begab er sich mit der Königin Glamorgane, seiner Gemahlin, in die Kapelle des Klosters, wohnte den religiösen Zeremonien bei und sang Hymnen.

Nun befand sich unter diesen Mönchen einer namens Abdul, der, in der Blüte seiner Jugend stehend, sich durch Wissen und Tugend auszeichnete. Der Teufel empfand deswegen großen Verdruß, und er versuchte mehrmals ihn in Versuchung zu führen. Er nahm verschiedene Gestalt an und zeigte ihm nacheinander ein Schlachtroß, ein junges Mädchen, einen Becher Honigwasser; dann ließ er zwei Würfel in einem Becher klingen und sagte zu ihm:

„Möchtest du mit mir um die Königreiche dieser Welt gegen ein Haar deines Kopfes spielen?“

Aber mit dem Zeichen des Kreuzes gerüstet wies der Mann des Herrn den Feind zurück. Als er bemerkte, dass er ihn nicht verführen konnte, setzte der Teufel ein geschicktes Trugbild ein, um ihn zu verderben. In einer Sommernacht näherte er sich der Königin, die auf ihrem Lager schlief und zeigte ihr das Bild des jungen Mönches, den sie jeden Tag in der hölzernen Kirche sah und legte einen Zauber auf dieses Bild.

Sogleich trat die Liebe wie ein flinker Fisch in die Adern von Glamorgane. Und die Lust mit Obdul zu tun was ihr gefiel verzehrte sie. Sie fand unaufhörlich Vorwände, um ihn in ihre Nähe zu ziehen. Mehrmals bat sie ihn, ihre Kinder im Lesen und im Gesang zu unterrichten.

„Ich vertraue sie Euch an,“ sagte sie zu ihm. „Und ich werde die Lektionen, die Ihr ihnen gebt, verfolgen um mich selbst zu bilden. Mit den Söhnen werdet Ihr die Mutter unterrichten.“

Doch der junge Mönch entschuldigte sich, einmal weil er nicht gelehrt genug sei, ein anderes Mal, weil sein Stand ihm den Umgang mit Frauen verböte.

Diese Verweigerung stachelte die Begierde von Glamorgane an. Eines Tages, als sie auf ihrem Bett lag und ihr Leid unerträglich geworden war, ließ sie Obdul in ihre Kammer rufen. Er kam aus Gehorsam, blieb aber mit gesenktem Blick an der Schwelle stehen. Weil er sie nicht ansah, empfand sie Ungeduld und Schmerz.

„Schau,“ sagte sie zu ihm. „ich habe keine Kraft mehr, ein Schatten liegt auf meinen Augen. Mein Körper ist heiß und kalt.“

Und da er schwieg und keine Bewegung machte, rief sie ihn mit flehender Stimme:

„Komm in meine Nähe, komm!“

Und mit ihren ausgestreckten Armen, die die Begierde verlängerte, versuchte sie ihn zu packen und zu sich zu ziehen. Doch er entfloh und tadelte ihre Schamlosigkeit.

Außer sich vor Wut und aus Furcht, dass Obdul die Schande, in die sie gefallen war, an die Öffentlichkeit bringen würde, nahm sie sich nun vor, ihn selbst zu verderben, um nicht von ihm ins Verderben gestürzt zu werden.

Mit schluchzender Stimme, die im ganzen Palast zu hören war, rief sie zu Hilfe, als ob sie wirklich in einer großen Gefahr wäre. Ihre hinzugelassenen Dienerinnen sahen den jungen Mönch, der floh und die Königin, die sich mit den Tüchern ihres Bettes bedeckte. Und als durch den Lärm aufmerksam gemacht, König Brian das Zimmer betrat, wies sie ihm ihre ausgerissenen Haare, tränenfeuchten Augen und ihre Brust, die sie in der Wut ihrer Liebe mit ihren Fingernägeln zerkratzt hatte und sprach: „Mein Herr und Gemahl, seht die Spur der Raserei, die ich erlitten habe. Von einer schändlichen Begierde erfasst, hat sich Obdul mir genähert und versucht, mir Gewalt anzutun.“

Als er diese Klagen hörte und das Blut sah, befahl der König seiner Wache, sich des jungen Mönchs zu bemächtigen und ihn vor den Augen der Königin bei lebendigem Leib vor dem Palast zu verbrennen.

Nachdem man ihn von diesem Abenteuer unterrichtet hatte, ging der Abt von Yvern zum König und sagte zu ihm:

## *Die Pinguine im Mittelalter*

„König Brian, lernt an diesem Beispiel den Unterschied zwischen einer heidnischen und einer christlichen Frau. Die Römerin Lucretia war die tugendhafteste der götzendienerischen Prinzessinnen; dennoch hatte sie nicht die Kraft, sich gegen die Angriffe eines jungen Weichlings zu verteidigen und fiel in Verzweiflung, verwirrt von ihrer Schwäche, während Glamorgane siegreich den Angriffen eines vom schrecklichsten aller Dämonen besessenen wuterfüllten Verbrechers widerstanden hat.“

Unterdessen erwartete Obdul im Gefängnis des Palastes den Zeitpunkt, wo er lebendig verbrannt werden sollte. Aber Gott duldet nicht, dass der Unschuldige zugrunde ging. Er schickte ihm einen Engel, der in Gestalt einer Dienerin der Königin namens Gudrun ihn aus dem Gefängnis holte und ihn in die Kammer der Frau brachte, deren Gestalt er angenommen hatte.

Und der Engel sprach zu dem jungen Obdul:

„Ich liebe dich, weil du etwas gewagt hast.“

Und im Glauben Gudrun selbst vor sich zu haben, antwortete der junge Obdul mit gesenktem Blick:

„Durch die Gnade des Herrn habe ich der Gewalt der Königin widerstanden und dem Zorn dieser mächtigen Frau getrotzt.“

Und der Engel fragte:

„Wie? Du hast gar nicht getan, wessen die Königin dich beschuldigt?“

„So wahr mir Gott helfe, nein, ich habe es nicht getan“ antwortete Obdul, die Hand auf dem Herz.

„Du hast es nicht getan?“

„Nein, ich habe es nicht getan. Schon allein der Gedanke an eine solche Tat erfüllt mich mit Schrecken.“

„Aber was machst du dann hier, du Volltrottel?“ rief der Engel und öffnete das Tor. Obdul fühlte einen Tritt im Hintern; kaum war er auf der Straße, da schüttete ihm eine Hand einen Nachttopf über den Kopf. Er dachte:

„Deine Pläne sind geheimnisvoll, Herr, und unergründlich Deine Wege.“

## **Draco der Große — Überführung der Reliquien der heiligen Orberose**

Die direkte Nachkommenschaft von Brian dem Frommen erlosch um 900 in Person von Collic Kurznase. Ein Vetter dieses Fürsten, Bosco der Großmütige, folgte ihm nach und achtete darauf, alle seine Verwandten zu ermorden, um sich den Thron zu sichern. Von ihm ging eine lange Reihe mächtiger Könige aus.

Einer von ihnen, Draco der Große, brachte es zu einem hohen Ansehen als Krieger. Er wurde öfters geschlagen als die andern. An dieser Beständigkeit in der Niederlage erkennt man die großen Führer. In zwanzig Jahren zündete er mehr als hunderttausend Weiler, Marktflecken, Stadtviertel, Dörfer, Kleinstädte, Großstädte und Universitäten an. Er steckte gleichermaßen das Land des Feindes an wie sein eigenes. Und zur Erklärung pflegte er zu sagen:

„Krieg ohne Feuer ist so fad ist wie Kutteln ohne Senf.“

Seine Justiz war streng. Wenn die Bauern, die er gefangen nahm, ihr Lösegeld nicht zahlen konnten, ließ er sie an einem Baum aufhängen, und wenn eine unglückliche Frau ihn um ihren nicht auslösbaren Mann anflehte, band er sie an den Haaren an den Schwanz seines Pferdes. Er lebte soldatisch ohne Komfort. Man erkennt gerne an, dass seine Sitten rein waren. Nicht nur ließ er nicht zu, dass der ererbte Ruhm des Königreiches verblaßte, sondern er verteidigte tapfer bis zum Äußersten die Ehre des Pinguinvolkes.

Draco der Große ließ die Reliquien der heiligen Orberose nach Alca bringen.

## **Die Wunder der heiligen Orberose**

Der Leib der Seligen war in einer Höhle des Ufers der Schatten beerdigt worden, mitten in einer duftenden Heide. Die ersten Pilger, die sie besuchten, waren junge Burschen und Mädchen aus den benachbarten Dörfern. Sie begaben sich bevorzugt paarweise dort hin, als ob die frommen Wünsche natürlich zu ihrer Befriedigung das Dunkel und die Einsamkeit suchten. Sie weihten der Heiligen einen heißen und verborgenen Kult, dessen Geheimnis sie eifersüchtig zu bewahren schienen; sie mochten die Eindrücke, die sie empfanden, nicht an das Licht der Öffentlichkeit bringen, doch man überraschte sie einander Worte der Liebe, Freude und des Entzückens zuflüsternd, die sie mit dem heiligen Namen Orberoses mischten. Die einen seufzten, dass man dort die Welt vergäße, andere sagten, dass man aus der Höhle in Ruhe und Befriedigung herauskäme, die Mädchen erinnerten einander an die Freude, von der sie dort erfüllt wurden.

Dies waren die Wunder, welche die Jungfrau von Alca in der Morgenröte ihres ewigen Lebens wirkte: sie hatten die Süße und das Unbestimmte der Morgenröte. Bald verbreitete sich das Geheimnis der Höhle wie ein feines Parfum in der Gegend; das war für die reinen Seelen Gegenstand von Freude und Erbauung, und die verdorbenen Menschen versuchten vergebens, durch Lüge und Verleumdung die Getreuen von der Gnadenquelle, die dem Grabmal der Heiligen entsprang, fernzuhalten. Die Kirche sah darauf, dass diese Gnade nicht einigen Kindern vorbehalten blieb, sondern sich über

### *Die Pinguine im Mittelalter*

die pinguinische Christenheit verbreitete. Mönche ließen sich in der Höhle nieder, erbauten ein Kloster, eine Kapelle, ein Gästehaus am Ufer, und die Wallfahrer begannen zu strömen.

Wie durch einen langen Aufenthalt im Himmel gefestigt bewirkte die selige Orberose jetzt größere Wunder zugunsten derer, die ihr Opfer auf das Grab gelegt hatten: sie ließ bis dahin unfruchtbare Frauen wieder auf eine Empfängnis hoffen, schickte eifersüchtigen Alten Träume, damit sie an die Treue ihrer zu Unrecht verdächtigten jungen Gattinnen glaubten, hielt fern vom Land Pest, Tierseuchen, Hungersnöte, Stürme und Drachen aus Kappadokien.

Aber während der Wirren, die zur Zeit des Königs Collic und seiner Nachfolger das Land verheerten, wurde das Grabmal der heiligen Orberose seiner Reichtümer beraubt, das Kloster angezündet, die Mönche zerstreut; der so lange von so vielen frommen Pilgern getretene Weg verschwand unter Ginster, Heidekraut und blauen Sanddisteln. Seit hundert Jahren wurde das wundersame Grab nur noch von Schlangen, Wieseln und Fledermäusen besucht, als die Heilige einem Bauern aus der Gegend namens Momordic erschien.

„Ich bin die Jungfrau Orberose“ sprach sie zu ihm. „Ich habe dich erwählt um mein Heiligtum wieder zu errichten. Sag den Bewohnern des Landes, dass wenn sie weiterhin die Erinnerung an mich nicht pflegen und mein Grab ohne Ehren und Opfertaten lassen, ein neuer Drache kommen und Pinguinien verwüsten wird.“

Hochgelehrte Theologen erstellten eine Untersuchung über diese Erscheinung, die sie als echt und nicht teuflisch, sondern vollständig himmlisch anerkannten, und man bemerkte später, dass unter vergleichbaren Umständen die heilige Fides und die heilige Katharina ebenso gehandelt und eine ähnliche Sprache geführt hätten.

Die Abtei wurde wieder aufgebaut und die Wallfahrer strömten von neuem herbei. Die Jungfrau Orberose bewirkte immer größere Wunder. Sie heilte verschiedene sehr gefährliche Krankheiten, wie den Klumpfuß, den Wasserbauch, die Lähmung und den Veitstanz. Die Mönche, Hüter des Grabes, wurden unerhört reich, als die Heilige König Draco dem Großen erschien und ihm befahl, sie als Schutzheilige des Königreichs anzuerkennen und ihre kostbaren Überreste in die Kathedrale von Alca zu überführen.

Infolgedessen wurden die wohlriechenden Reliquien der Jungfrau mit großem Pomp zur erzbischöflichen Kirche gebracht und im Chor in einer Urne aus Gold und Porzellan mit kostbaren Steinen geschmückt beigesetzt.

Das Domkapitel führte Register über die durch das Eingreifen der heiligen Orberose bewirkten Wunder.

## **Die Königin Crucha**

Draco der Große, der nie aufgehört hatte, den christlichen Glauben zu verteidigen und zu feiern, starb in größter Frömmigkeit und hinterließ der Kirche große Güter.

Schreckliche Wirren folgten seinem Tod. Man hat die Nachfolger dieses Herrschers oft der Schwäche angeklagt. Und es ist wahr, dass keiner von ihnen, nicht einmal entfernt, dem Beispiel des tapferen Vorfahren folgte.

Sein Sohn Chum, der hinkte, vernachlässigte die Mehrung des pinguinischen Territoriums. Bolo, Sohn des Chum, wurde von der Palastgarde im Alter von neun Jahren ermordet in dem Moment, als er den Thron bestieg. Sein Bruder Gun folgte ihm nach. Er war erst sieben Jahre alt und ließ sich von seiner Mutter, der Königin Crucha beherrschen.

Crucha war schön, gebildet und intelligent, aber sie konnte ihren Leidenschaften nicht widerstehen. Man höre, wie der ehrwürdige Talpa sich in seiner Chronik zu dieser berühmten Königin äußert:

„Was die Schönheit des Gesichts und die Vorzüge ihrer Gestalt angeht, so steht die Königin Crucha weder Semiramis von Babylon noch Penthesilea, der Königin der Amazonen, noch Salome, der Tochter der Herodias nach. Doch sie zeigt in ihrer Person gewisse Besonderheiten, die man nach den widersprüchlichen Meinungen der Menschen und dem Urteil der Welt schön oder abstoßend finden kann. Sie hat zwei kleine Hörner auf der Stirn, die sie unter den Bändern ihres goldenen Haares verbirgt, sie hat ein blaues und ein schwarzes Auge, einen nach links geneigten Hals wie Alexander von Makedonien, sechs Finger an der rechten Hand und ein kleines Muttermal unter dem Nasenflügel.

Ihr Auftreten ist majestätisch und ihr Benehmen höflich. Sie ist großzügig, doch ihr Verstand kann nicht immer ihre Begierde beherrschen.

Eines Tages, als sie in den Pferdeställen des Palastes einen jungen Stallburschen von großer Schönheit bemerkt hatte, fühlte sie sich unwiderstehlich von Liebe zu ihm ergriffen und vertraute ihm den Oberbefehl über die Armeen an.

Was man ohne Vorbehalt bei dieser großen Königin loben muß, das ist die Fülle der Geschenke, die sie den Kirchen, den Klöstern und Kapellen des Königreiches macht, und besonders dem heiligen Hause von Beargarden, wohin ich durch die Gnade Gottes in meinem vierzehnten Lebensjahr berufen wurde. Sie hat so viele Messen für ihr Seelenheil lesen lassen, dass jeder Priester der pinguinischen Kirche sozusagen eine lebende Kerze ist, entzündet um das göttliche Erbarmen auf die erhabene Königin Crucha zu ziehen.“

## *Die Pinguine im Mittelalter*

Man kann an diesen Zeilen und einigen andern, mit denen ich meinen Text bereichert habe, den historischen und literarischen Wert der *Gesta Pinguinorum* beurteilen. Leider endet diese Chronik unvermittelt im dritten Jahr der Regierung Dracos des Bescheidenen, des Nachfolgers von Gun. An diesem Punkt meiner Geschichte beklage ich den Verlust eines liebenswerten und zuverlässigen Führers.

In den folgenden zwei Jahrhunderten verblieben die Pinguine in einer blutigen Anarchie. Alle Künste gingen zugrunde.

Inmitten allgemeiner Unwissenheit gaben sich die Mönche im Schatten des Klosters dem Studium hin und kopierten mit unerschöpflichem Eifer die heiligen Schriften. Weil Pergament rar war, radierten sie die alten Manuskripte aus, um das Wort Gottes darüberzuschreiben. Auch sah man wie Rosenbüsche Bibeln auf der pinguinischen Erde erblühen.

Ein Mönch aus dem Orden des heiligen Benedikt, Ermold der Pinguin, radierte allein viertausend griechische und lateinische Manuskripte weg, um darauf viertausend Mal das Johannesevangelium zu kopieren.

Die weltlichen Kriege der Pinguine und Meerschweine erfüllten das Ende dieser Periode. Es ist äußerst schwer, die Wahrheit über diese Kriege zu erfahren, nicht weil die Berichte fehlen, sondern weil es mehrere davon gibt. Die marsuinischen Chronisten widersprechen in allen Punkten den pinguinischen Chronisten. Und darüberhinaus widersprechen sich die Pinguine untereinander, und die Meerschweine desgleichen. Ich habe zwei Chronisten gefunden, die übereinstimmen: der eine hat vom andern abgeschrieben. Eine Tatsache allein ist sicher: Die Massaker, Vergewaltigungen, Brandschatzungen und Plünderungen folgten einander unaufhörlich.

Unter dem unglücklichen Fürst Bosco IX. stand das Königreich um Haaresbreite vor dem Untergang. Auf die Nachricht, dass die marsuinische Flotte aus sechshundert großen Schiffen vor Alca liege, ordnete der Bischof eine feierliche Prozession an. Das Kapitel, die gewählten Beamten, die Mitglieder der Stände und die Gelehrten der Universität holten die Urne der heiligen Orberose und trugen sie um die Stadt, gefolgt vom ganzen Volk, das Hymnen sang. Die heilige Schutzpatronin Pinguiniens wurde nicht vergebens angerufen; dennoch belagerten die Meerschweine die Stadt gleichzeitig vom Land und vom Meer aus, erstürmten sie, töteten, plünderten, vergewaltigten und brandschatzten drei Tage und drei Nächte lang mit dem Gleichmut, den die Gewohnheit erzeugt.

Man kann kaum genug bewundern, dass während dieses langen eisernen Zeitalters der Glaube unter den Pinguinen unversehrt blieb. Der Glanz der Wahrheit blendete

damals noch die Seelen, die noch nicht von Sophismen verdorben waren. Das erklärt die Einheit des Glaubens. Eine beständige Praxis der Kirche trug zweifellos noch dazu bei, die Gemeinschaft der Gläubigen aufrechtzuerhalten: Man verbrannte auf der Stelle jeden Pinguin, der anders dachte als die andern.

## Die Literatur: Johannes Talpa

Zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs Gun verfasste Johannes Talpa, Mönch von Beargarden, in dem Kloster, wohin er mit elf Jahren berufen worden war und das er an keinem Tag seines Lebens verließ, seine berühmte lateinische Chronik in zwölf Büchern *De Gestis Pinguinorum*.

Das Kloster Beargarden erhebt seine hohen Mauern auf dem Gipfel eines unzugänglichen Berges. Man entdeckt ringsum nichts als die blauen Bergkämme über den Wolken.

Als er die *Gesta Pinguinorum* niederzuschreiben begann, war Johannes Talpa schon alt. Der gute Mönch hat Wert darauf gelegt, uns dies in seinem Buch mitzuteilen: „Mein Kopf hat seit langem den Schmuck seiner blonden Locken verloren und mein Schädel ist jenen konvexen Metallspiegeln ähnlich geworden, welche die Pinguindamen so fleißig und sorgfältig konsultieren“ sagt er. „Von Natur aus klein gewachsen bin ich mit den Jahren geschrumpft, und meine Gestalt ist krumm geworden. Mein weißer Bart wärmt meine Brust.“

Mit einer bezaubernden Naivität teilt Talpa uns gewisse Umstände seines Lebens und einige seiner Charakterzüge mit. „Aus einer vornehmen Familie stammend“, sagt er uns, „und schon von Kindheit an zum geistlichen Stand bestimmt, lehrte man mich die Grammatik und die Musik. Ich lernte lesen unter der Fuchtel eines Lehrers, der sich Amicus nannte, aber besser Inimicus geheißen hätte. Weil ich die Buchstaben nicht leicht lernte, schlug er mich brutal mit der Rute, so dass ich sagen kann, dass er mir das Alphabet in brennenden Striemen auf den Hintern druckte.“

An anderer Stelle bekennt Talpa seine natürliche Neigung zur Wollust. Kurz in einigen charakteristischen Worten: „In meiner Jugend war die Glut meiner Sinne derart, dass ich im Schatten der Bäume eher das Gefühl hatte, in einem Topf zu kochen als frische Luft zu atmen. Ich floh die Frauen. Vergebens: denn ein Glockenspiel oder eine Flasche genügte, mich wieder an sie zu erinnern.“

Während er seine Chronik schrieb, verwüstete ein schrecklicher Krieg, zugleich Bürgerkrieg und Invasion, das Pinguinland. Um das Kloster Beargarden gegen die marsuinischen Barbaren zu verteidigen, ließen sich die Soldaten von Crucha hier fest nieder.

### *Die Pinguine im Mittelalter*

Um es uneinnehmbar zu machen, schlugen sie Schießscharten in die Mauern und entfernten von der Kirche das Bleidach, um daraus Kugeln für die Schleudern zu machen. Sie entzündeten in der Nacht auf den Höfen und den Gängen große Feuer, an denen ganze Ochsen aufgespießt auf den Stämmen uralter Gebirgstannen brien, und um die Flammen sitzend, im nach Harz und Fett riechenden Rauch, leerten sie Fässer mit Wein und Bier. Ihre Gesänge, Flüche und der Lärm ihrer Streitereien überdeckten den Klang des Morgenläutens.

Schließlich begannen die Meerschweine, nachdem sie die Pässe überschritten hatten, das Kloster zu belagern. Es waren Krieger aus dem Norden, mit Kupfer gerüstet und bewaffnet. Sie legten hundertfünfzig Ellen lange Leitern an die Felswände, die in der Dunkelheit und im Gewitter unter dem Gewicht der Körper und Waffen zusammenbrachen und Mensentrauben in die Schluchten und Abgründe ringsum schleuderten; man hörte einen langen Schrei in der Dunkelheit verklingen und der Sturmangriff begann von neuem. Die Pinguine schütteten heißes Pech auf die Angreifer, die wie Fackeln brannten. Sechzig Mal versuchten die wütenden Meerschweine, Sturmleitern anzulegen, sechzig Mal wurden sie zurückgeschlagen.

Schon seit sechs Monaten belagerten sie das Kloster, da zeigte ihnen am Dreikönigstag ein Hirte aus dem Tal einen verborgenen Pfad, auf dem sie den Berg erstiegen, in die Kellergewölbe der Abtei eindringen, sich in den Kreuzgängen, den Küchen, den Sälen, der Bücherei, der Wäscherei, den Zellen, den Speisesälen und Schlafräumen ausbreiteten, die Gebäude in Brand steckten und ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter töteten und vergewaltigten. Die schnell erwachten Pinguine liefen zu den Waffen; die Augen getrübt von der Dunkelheit und dem Schrecken griffen sie sich gegenseitig an, während die Meerschweine einander mit Beilhieben die Meßgefäße, die Weihrauchkessel, Kerzenleuchter, Meßgewänder, Truhen, goldenen Kreuze und Edelsteine streitig machten.

Die Luft war erfüllt von dem beißenden Geruch von verbranntem Fleisch; aus den Flammen kamen Todesschreie und Stöhnen. Zu tausenden liefen die Mönche wie Ameisen am Rand der brennenden Dächer umher und stürzten in das Tal.

Unterdessen schrieb Johannes Talpa seine Chronik.

Die Soldaten von Crucha, die sich in aller Eile zurückgezogen hatten, blockierten mit Felsbrocken alle Zugänge zum Kloster, um die Meerschweine in den brennenden Gebäuden einzuschließen. Und um den Feind unter dem Hagel von Steinen und umstürzenden Mauerteilen zu zerquetschen, bedienten sie sich der Stümpfe uralter Eichen als Rammböcke. Die glühenden Holzträger brachen mit einem Donnerrollen zusammen, und die zierlichen Bögen der Kirchenschiffe brachen unter dem Schlag riesiger

Bäume, die von sechshundert Männern zugleich geführt wurden. Bald blieb nicht mehr von der reichen und großen Abtei als die Zelle von Johannes Talpa, die durch einen wundersamen Zufall an den Resten eines rauchenden Giebels hing.

Der alte Chronist schrieb immer noch.

Ich habe das Originalmanuskript von Johannes Talpa in der Bibliothèque nationale eingesehen, wo es unter „fonds ping. K. L., 123 90 *quater*“ aufbewahrt wird. Es ist ein Manuskript auf Pergament von 628 Blättern. Seine Schrift ist äußerst wirr, die Buchstaben, weit davon entfernt, einer geraden Linie zu folgen, fliehen in alle Richtungen, stoßen aneinander und fallen übereinander in einer Unordnung oder besser gesagt in einem schrecklichen Tumult.

Sie sind so schlecht geschrieben, dass es die meiste Zeit nicht nur unmöglich ist sie zu erkennen, sondern sogar sie von den Tintenklecksen zu unterscheiden, die reichlich darin vorkommen. Diese unschätzbaren Seiten lassen hier die Wirren spüren, in denen sie geschrieben wurden. Ihre Lektüre ist schwierig.

Im Gegensatz hierzu zeigt der Stil des Mönches von Beargarden nicht die Spur einer Bewegung. Der Ton der *Gesta Pinguinorum* entfernt sich nie von der Einfachheit. Die Erzählung ist schnell und von einer Genauigkeit, die manchmal bis zur Trockenheit geht. Die Reflexionen sind darin selten und im Allgemeinen ausgewogen.



# Die Republik

## Der Umsturz

Das Erwachen der Vernunft führte als Erstes zur religiösen Reform. Infolgedessen massakrierten die Katholiken die Reformierten und die Reformierten die Katholiken. Dies waren die ersten Fortschritte des freien Denkens. In Pinguinien siegten zwar die Katholiken, doch der freie Geist war unbemerkt auch in sie eingedrungen. Auch die Katholiken begannen, die Vernunft mit dem Glauben zu verbinden und gaben vor, die Religion von abergläubischen Praktiken befreien zu wollen, die sie entehrten, wie man später die Kathedralen von den Buden befreite, die Flickschuster, Geldwechsler und Flickschneiderinnen dort angelehnt hatten. Die Legenden, die zuvor jeder gute Pinguin lesen und glauben mußte, galten bald als fromme Fabeln und Kindermärchen.

Insbesondere die Heiligen hatten unter dieser neuen Denkweise zu leiden. Vor allem ein kleiner Kanonikus namens Princeteau, sehr gelehrt, sehr streng und sehr grob, nannte eine so große Zahl von ihnen verehrungsunwürdig, dass man ihn den „Heiligenvernichter“ nannte. Er glaubte nicht einmal, dass ein Gebet zur heiligen Margarita, über dem Bauch einer Gebärenden gesprochen, die Geburtswehen lindere.

Auch die verehrungswürdige Schutzpatronin Pinguiniens entkam nicht seiner strengen Kritik. Er schreibt dazu in seinem Buch *„Altertümer von Alca“*:

„Es gibt nichts ungewisseres als die Geschichte, ja sogar die Existenz der heiligen Orberose. Ein alter anonymer Geschichtsschreiber, der Mönch von Dombes, berichtet, dass eine Frau namens Orberose in einer Höhle vom Teufel besessen wurde, wo die Burschen und Mädchen des Dorfes den Teufel und die schöne Orberose spielten. Er fügt hinzu, dass diese Frau die Konkubine eines schrecklichen Drachens wurde, der das Land verheerte. Das ist kaum glaubhaft, doch die Geschichte von Orberose, wie man sie seit jeher erzählt hat, erscheint nicht viel glaubhafter.

Das von Abbé Simplicissimus beschriebene Leben dieser Heiligen fand dreihundert Jahre nach den angeblichen Ereignissen statt, über die berichtet wird; der Autor zeigt sich darin über alle Maßen leichtgläubig und kritiklos.“

Der Verdacht richtete sich selbst gegen die übernatürlichen Ursprünge der Pinguine.

## Die Republik

Der Historiker Ovidius Capito ging bis zur Leugnung des Wunders ihrer Transformation. Er beginnt seine *Annalen des Landes Pinguinien* folgendermaßen:

„Ein dichtes Dunkel liegt über dieser Geschichte, und es ist nicht übertrieben zu sagen, dass sie aus Kinderfabeln und Volksmärchen gewoben ist. Die Pinguine behaupten, von durch den heiligen Maël getauften Vögeln abzustammen, die Gott durch Vermittlung dieses ruhmreichen Apostels in Menschen verwandelte. Sie lehren, dass ihre Insel, die zuvor im Eismeer gelegen hatte, wie Delos in die vom Himmel geliebten Meere getrieben war, deren Königin sie heute ist. Ich stelle die These auf, dass dieser Mythos an die alten Wanderungen der Pinguine erinnert.“

Im folgenden Jahrhundert, welches das der Philosophen war, wurde der Skeptizismus spitzer; als Beweis diene mir nur die berühmte Stelle der *Abhandlung über die Moral*:

„Gekommen, man weiß nicht von wo – denn ihre Ursprünge liegen im Dunkel –, nacheinander erobert und besetzt von vier oder fünf Völkern aus dem Süden, dem Westen, dem Osten und dem Norden; gekreuzt, vermischt, verschmolzen, zusammengerrührt rühmen die Pinguine die Reinheit ihrer Rasse, und sie haben recht: sie sind eine reine Rasse geworden. Diese Mischung aller Menschenarten, roter, schwarzer, gelber, weißer, rundköpfiger, langköpfiger hat im Lauf der Jahrhunderte eine einigermaßen homogene und an bestimmten, durch die Gemeinsamkeit des Lebens und der Sitten bedingte Eigenschaften erkennbare Menschenfamilie gebildet. Die Vorstellung, zur schönsten Rasse der Welt zu gehören und darin die schönste Familie zu sein, gibt ihnen einen edlen Stolz, unbezähmbaren Mut und Haß auf den Rest der Menschheit.<sup>1</sup>

<sup>1</sup>Der weise Gratian durchquerte Pinguinien zur Zeit der letzten Drakoniden. Eines Tages, als er durch ein kühles Tal kam, wo die Glocken der Kühe in der reinen Luft klangen, setzte er sich auf eine Bank unter einer Eiche in der Nähe einer Strohhütte. Auf der Schwelle gab eine Frau einem Kind die Brust; ein Knabe spielte mit einem großen Hund; ein blinder Greis saß in der Sonne, die Lippen leicht geöffnet, und trank das Tageslicht.

Der Hausherr, ein junger und stämmiger Mann, bot Gratian Brot und Milch an. Der marsuinische Philosoph sagte nach dieser ländlichen Mahlzeit:

„Liebenswerte Bewohner eines liebenswerten Landes, ich danke euch. Alles atmet hier Freude, Eintracht und Friede.“

Als er so sprach kam ein Schäfer vorbei, der auf seinem Dudelsack einen Marsch spielte.

„Was ist das für eine so lebhaft Melodie?“ fragte Gratian.

„Das ist die Kriegshymne gegen die Meerschweine,“ antwortete der Bauer. „Alle singen sie hier. Die kleinen Kinder kennen sie, bevor sie sprechen. Wir sind alle gute Pinguine.“

„Liebt ihr die Meerschweine nicht?“

„Wir hassen sie.“

„Und warum hasst ihr sie?“

„Das fragt Ihr? Sind die Meerschweine nicht die Nachbarn der Pinguine?“

„Zweifellos.“

„Nun, eben darum hassen die Pinguine die Meerschweine.“

„Ist das ein Grund?“

„Gewiss. Wer Nachbarn sagt, sagt Feinde. Seht das Feld, das an meines grenzt. Es gehört dem Mann, den ich am meisten hasse auf der Welt. Nach ihm sind meine schlimmsten Feinde die Leute aus dem Dorf auf der anderen Seite des Tals, am Fuß des Birkenwaldes. Es gibt in diesem engen,

Das Leben eines Volkes ist nichts als eine Abfolge von Elend, Verbrechen und Narheiten; das ist wahr für die pinguinische Nation wie für alle andern; ihre Geschichte ist kaum bewundernswert.“

Die zwei klassischen Jahrhunderte der Pinguine sind zu bekannt, als dass ich hier weiter darauf eingehen möchte, aber was nicht genügend beachtet worden ist, das ist, wie die rationalistischen Theologen vom Schlag des Kanonikus Princeteau die Ungläubigen des folgenden Jahrhunderts hervorbrachten. Die ersten bedienten sich ihrer Vernunft, um in der Religion alles zu zerstören, was ihnen nicht wesentlich erschien; sie ließen nur die strengen Glaubensartikel bestehen. Ihre geistigen Nachfolger, von ihnen gelehrt, Gebrauch von der Wissenschaft und der Vernunft zu machen, bedienten sich der Vernunft gegen das, was an Glauben übrigblieb. Die vernunftgemäße Theologie erzeugte die Naturphilosophie.

Am Ende des Jahrhunderts der Philosophen wurde die alte Staatsordnung Pinguiniens umgestürzt, der König zum Tod verurteilt, die Vorrechte des Adels abgeschafft und inmitten von Unruhen, unter dem Druck eines schrecklichen Krieges, die Republik ausgerufen.

Die Versammlung, die damals Pinguinien regierte, befahl, dass in den Kirchen alle metallenen Gegenstände einzuschmelzen seien. Die Patrioten verletzten die Gräber der Könige. Man erzählt, dass in seinem offenen Sarg Draco der Große aufstand, schwarz wie Ebenholz und so majestätisch, dass die Frevler bestürzt die Flucht ergriffen. Nach anderen Zeugnissen steckten ihm diese groben Männer eine Pfeife in den Mund und boten ihm zum Spaß ein Glas Wein an.

Am siebzehnten Tag des Blütenmonats wurde der Schrein der heiligen Orberose, der seit fünf Jahrhunderten in der Kirche Sankt Maël zur Verehrung durch das Volk ausgestellt war, zum Rathaus gebracht und von der Gemeinde bestimmten Experten vorgelegt. Der Schrein war aus vergoldetem Kupfer, mit Verzierungen bedeckt und mit Edelsteinen geschmückt, die man als falsch erkannte. In seiner Voraussicht hatte das Domkapitel die Rubine, Saphire und Smaragde entfernt und durch Glasscherben ersetzt. Der Schrein enthielt nur ein wenig Staub und alte Kleidung, die man in ein großes Feuer warf, das man auf dem Marktplatz entzündet hatte, um die Reliquien der Heiligen zu verzehren. Das Volk tanzte patriotische Lieder singend darum herum.

---

von allen Seiten eingeschlossenen Tal nur dieses Dorf und meines: sie sind verfeindet. Jedes Mal, wenn unsere Burschen denen von gegenüber begegnen, tauschen sie Beleidigungen und Schläge aus. Und Ihr wollt, dass die Pinguine nicht die Feinde der Meerschweine sein sollen! Habt Ihr denn keine Ehre? Keine Vaterlandsliebe? Wisst Ihr nicht was Patriotismus ist? Was *mich* anlangt, gibt es zwei Rufe aus dem Innersten meines Herzens: Hoch die Pinguine! Tod den Meerschweinen!“

## *Die Republik*

Von der Schwelle ihrer am Rathaus angebauten Bude betrachteten ein gewisser Rouquin und seine Frau, die man allgemein die Rouquine nannte, diesen Tanz der Verrückten. Rouquin scherte ab und zu Hunde und kastrierte Katzen; ansonsten trieb er sich gerne in Kneipen herum. Die Rouquine betrieb einen Puff; sie verfügte über einen scharfen Verstand.

„Du siehst es, Rouquin,“ sprach sie zu ihrem Mann. „Sie begehen einen Frevel; das werden sie noch bereuen.“

„Du hast keine Ahnung, Frau,“ antwortete Rouquin. „Sie haben denken gelernt; und wenn man mal gescheit geworden ist, dann für immer.“

„Ich sage dir, Rouquin, sie werden früher oder später bereuen, was sie heute tun. Sie mißhandeln Heilige, die ihnen nicht genug geholfen haben, aber die gebratenen Tauben werden ihnen deshalb noch lange nicht in den Mund fliegen. Irgendwann merken sie, dass sie genauso bettelarm sind wie zuvor, und wenn sie genug Kohldampf geschoben haben, werden sie wieder fromm werden. Der Tag wird kommen, und früher als man glaubt, an dem Pinguinien wieder beginnt, seine gütige Schutzheilige zu verehren. Rouquin, es wäre klug, für diesen Tag bei uns in der Wohnung in einem alten Topf eine Handvoll Asche, einige Knochen und Lumpen aufzuheben. Wir sagen, dass das die Reliquien der heiligen Orberose sind, die wir unter Lebensgefahr vor den Flammen gerettet haben. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn wir daraus nicht Ehre und Gewinn ziehen könnten. Diese gute Tat wird uns einbringen, dass der Herr Pfarrer uns auf unsere alten Tage das Amt gibt Kerzen zu verkaufen und die Stühle in der Kathedrale der heiligen Orberose zu vermieten.“

An diesem Tag nahm die Rouquine ein wenig Asche und ein paar abgenagte Knochen nach Hause und legte sie in einen alten Einmachtopf auf dem Schrank.

Die souveräne Nation hatte sich die Ländereien des Adels und des Klerus angeeignet, um sie zu einem geringen Preis an Bürger und Bauern zu verkaufen. Die Bürger und Bauern meinten, dass die Revolution gut sei, um Ländereien zu erwerben, aber schlecht, um sie zu behalten.

Die Gesetzgeber der Republik machten schreckliche Gesetze zur Verteidigung des Eigentums und verfügten die Todesstrafe gegen jeden, der die Güterteilung vorschlug. Aber der Republik half das nichts. Die zu Eigentümern gewordenen Bauern bemerkten, dass diese, indem sie sie bereichert, zugleich auch Unruhe in die Vermögensverhältnisse gebracht hatte, und sie wünschten sich eine Regierung, die den Besitz der Einzelnen mehr achtete und besser in der Lage war, die Stabilität der neuen Institutionen zu sichern.

Sie mußten nicht lange warten. Die Republik hatte wie Agrippina ihren Mörder an ihrer Seite. Da sie große Kriege zu führen hatte, schuf sie Streitkräfte, die sie retteten und schließlich zerstören sollten. Ihre Gesetzgeber gedachten die Generäle durch abschreckende Strafen im Griff zu behalten; doch wenn sie ab und zu unglücklichen Soldaten den Kopf abschnitten, konnten sie das doch nicht mit erfolgreichen Soldaten tun, die sich rühmen konnten, sie gerettet zu haben. In ihrer Siegesbegeisterung lieferten sich die Pinguine einem schrecklicheren Drachen aus als dem ihrer Legenden, der wie ein Storch inmitten von Fröschen sie vierzehn Jahre lang mit unersättlichem Schnabel verschlang.

Nach einer Abfolge unerhörter Ereignisse, die in die Weltgeschichte eingegangen sind, errichteten die Pinguine eine Regierung durch sich selbst. Sie wählten einen Reichstag oder Nationalversammlung, der sie das Recht gaben, das Staatsoberhaupt zu ernennen. Aus den Reihen der einfachen Pinguine gewählt, trug der Staatschef nicht mehr den schrecklichen Kamm des Ungeheuers und übte keine absolute Autorität über das Volk mehr aus. Er unterstand selbst den Gesetzen der Nation. Man gab ihm nicht den Titel König, keine Ordnungszahl folgte seinem Namen. Er nannte sich Paturle, Janvion, Truffaldin, Coquenpot oder Bredouille. Diese Beamten führten keine Kriege; das war nicht ihre Art.

Der neue Staat erhielt den Namen „öffentliche Sache“ oder Republik; seine Anhänger wurden „Republikanisten“ oder Republikaner genannt. Man nannte sie auch *Geschäftsleute* oder *Ganoven*. Die pinguinische Demokratie regierte sich nicht selbst, sie gehorchte einer Finanzoligarchie, die die öffentliche Meinung und die Zeitungen machte und die Abgeordneten, Minister und den Präsidenten in ihrer Hand hatte. Sie verfügte souverän über die Finanzen der Republik und leitete die Außenpolitik des Landes.

Die Staaten und Königreiche unterhielten damals gewaltige Armeen und Flotten; Pinguinien, das aus Gründen seiner Sicherheit es ihnen gleichtun mußte, litt schwer unter den Rüstungslasten. Jeder beklagte eine so harte Notwendigkeit, oder tat jedenfalls so, weil es zum guten Ton gehörte; doch Handel und Industrie unterwarfen sich ihr gerne, teils aus Patriotismus, teils weil sie auf die Soldaten und Matrosen zählten zur Verteidigung ihrer Güter und zum Erwerb ausländischer Märkte und Territorien.

## **Die ehrwürdigen Patres Agaric und Cornemuse**

Jede Regierungsform erzeugt Unzufriedene; die Republik oder „öffentliche Sache“ tat dies zunächst unter den ihrer uralten Privilegien beraubten Adligen, die voll Wehmut und Hoffnung auf den letzten Draconiden blickten, den mit der Anmut der Jugend und der Trauer des Exils geschmückten Prinzen Crucho. Unzufriedene erstanden der Republik auch unter den kleinen Kaufleuten, die aus komplexen wirtschaftlichen Gründen ihren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen konnten und die Schuld dafür der Republik gaben, deren begeisterte Anhänger sie zuvor gewesen waren und von der sie sich von Tag zu Tag mehr lösten.

Ob Christen oder Juden, die Finanzleute wurden wegen ihrer Frechheit und Begehrlichkeit die Geißel des Landes, das sie ausplünderten und herunterwirtschafteten, und der Skandal einer Staatsordnung, die sie weder zerstören noch erhalten wollten, vorausgesetzt man ließ sie gewähren. Ihre Sympathien waren jedenfalls stets auf der Seite der absolutesten Macht, die am besten gerüstet war gegen die Sozialisten, ihre schwachen, aber glühenden Feinde. Und ebenso wie sie die Sitten der Aristokraten imitierten, imitierten sie auch deren politische und religiöse Anschauungen. Vor allem ihre Frauen liebten den Prinzen.

Dennoch hatte die Republik weiterhin Anhänger und Verteidiger. Wenn sie sich auch nicht auf die Treue ihrer Beamten verlassen konnte, konnte sie doch auf die Ergebenheit der Arbeiter zählen, deren Not sie zwar nicht gelindert hatte, die aber zu ihrer Verteidigung in den Tagen der Gefahr in Massen von den Baustellen und Werkstätten herbeieilten und drohend in finsternen, schwarzen, endlos langen Reihen vorbeizogen. Sie wären alle für sie gestorben: Sie hatte ihnen Hoffnung gegeben.

Es lebte unter dem Prinzipat von Theodor Formose in einem friedlichen Viertel der Stadt Alca ein Ordensmann namens Agaric, der Kinder unterrichtete und Ehen vermittelte. Er lehrte in seiner Schule die Söhne der alten Familien mit berühmten Namen, aber ohne Mittel und Privilegien, Frömmigkeit, Fechten und Reiten, und wenn sie alt genug waren, verheiratete er sie mit den Mädchen aus der wohlhabenden und verachteten Kaste der Finanzleute.

Hoch gewachsen, mager, schwarz, das Brevier in der Hand, spazierte Agaric ohne Unterlaß auf den Fluren der Schule und den Wegen des Gemüsegartens umher, in Gedanken versunken und mit sorgenbeladener Stirn. Er beschränkte seine Sorgen nicht darauf, seinen Zöglingen abstrakte Lehren und gutes Benehmen einzutrichtern und ihnen schließlich zu legitimen und reichen Frauen zu verhelfen. Er hegte politische Pläne und verfolgte einen gigantischen Plan. Der Gedanke seines Gedankens, das Werk sei-

nes Werkes war die Republik zu stürzen. Dabei war er nicht von einem persönlichen Interesse geleitet. Er betrachtete die Republik als der heiligen Gesellschaft, der er mit Leib und Seele anhing, entgegengesetzt. Und alle seine Mitmönche dachten genauso. Die Republik lag in ständigem Kampf mit der Kongregation der Mönche und der Versammlung der Getreuen. Ohne Zweifel war es ein schwieriges und gefährvolles Unternehmen, zum Tod des neuen Regimes zu konspirieren. Agaric gelang es zumindest, eine schreckliche Verschwörung ins Leben zu rufen. Zu jener Zeit, als die Geistlichen die Oberklasse der Pinguine lenkten, übte dieser Mönch einen tiefen Einfluß auf die Aristokratie von Alca aus.

Die Jugend, die er gebildet hatte, wartete nur auf den Moment, um gegen die Volksmacht zu marschieren. Die Söhne der alten Familien kümmerten sich nicht um Kunst und trieben keinen Handel. Sie waren fast alle Militärs und dienten der Republik. Sie dienten ihr, aber sie liebten sie nicht; sie sehnten sich nach dem Drachenkamm. Und die schönen Jüdinnen teilten ihre Sehnsucht, damit man sie für vornehme Christinnen hielt.

An einem Julitag, als er durch eine Straße des Viertels ging, die zu staubigen Feldern hinausführte, hörte Agaric Klagen aus einem Brunnen voller Algen, den die Bauern nicht mehr benutzten. Und alsbald erfuhr er von einem Flickschuster aus der Nachbarschaft, dass ein schlecht gekleideter Mann, der „Es lebe die Republik!“ gerufen hatte, von vorbeikommenden Kavallerieoffizieren in den Brunnen geworfen worden war, wo ihm der Schlamm bis über die Ohren ging. Agaric gab gerne einzelnen Vorkommnissen eine übergeordnete Bedeutung. Aus dem Brunnensturz dieses Republikaners leitete er eine große Gärung der Aristokratenschicht und der Militärs ab und beschloß, dass nun der Moment des Handelns gekommen sei.

Schon am nächsten Morgen besuchte er tief im Karnickelwald den guten Pater Cornemuse. Er fand den geistlichen Herrn in einer Ecke seines Laboratoriums mit einer goldfarbenen Flüssigkeit beschäftigt. Das war ein dicker, kleiner Mann mit roten Wangen und einer sehr sorgsam polierten Glatze. Seine Augen hatten wie die der Meer-schweinchen rubinrote Pupillen. Er begrüßte höflich seinen Besucher und bot ihm ein kleines Glas Sankt-Orberose-Likör an, den er herstellte und dessen Verkauf ihm enormen Reichtum einbrachte.

Agaric verzichtete mit einer Handbewegung. Er blieb auf seinen langen Füßen stehen und schwieg, seinen melancholischen Hut gegen den Bauch gedrückt.

„Setzt Euch wenigstens“ sagte Cornemuse.

Agaric setzte sich auf einen wackligen Schemel und blieb stumm.

So begann der Geistliche aus dem Karnickelwald:

## Die Republik

„Gebt mir bitte Nachricht von Euren jungen Schülern. Denken sie richtig, die lieben Kinder?“

„Ich bin sehr zufrieden, was das angeht“, antwortete der Lehrer. „Entscheidend ist es, mit den Prinzipien aufgewachsen zu sein. Man muß gut denken vor dem Denken. Denn dann ist es zu spät . . . Ich finde in manchen großen Dingen um mich herum Trost. Aber wir leben in einer traurigen Zeit.“

„Wie wahr!“, seufzte Cornemuse.

„Wir gehen durch schlechte Tage...“

„Stunden der Prüfung.“

„Doch, Cornemuse, der Geist der Leute ist nicht so vollständig verdorben, wie es scheint.“

„Das ist möglich.“

„Das Volk ist einer Regierung müde, die es ruiniert und nichts für es tut. Jeden Tag geschehen neue Skandale. Die Republik ertrinkt in der Schande. Sie ist verloren.“

„Gott möge Euch hören!“

„Cornemuse, was denkt Ihr von Prinz Crucho?“

„Das ist ein liebenswerter junger Mann, und, wie ich zu sagen wage, der würdige Sproß eines erhabenen Stammes. Ich beklage ihn, dass er in einem so zarten Alter die Schmerzen des Exils ertragen muß. Für den Exilierten hat der Frühling keine Blüten, der Herbst keine Früchte. Prinz Crucho denkt richtig, er achtet die Priester, er praktiziert unsere Religion und verbraucht reichlich meine kleinen Produkte.“

„Cornemuse, in vielen Häusern, reichen wie armen, ersehnt man seine Rückkehr. Glaubt mir, er wird zurückkehren.“

„Könnte ich doch noch vor meinem Tod meinen Mantel vor seinen Schritten ausbreiten!“, seufzte Cornemuse.

Wie er ihn in einer solchen Stimmung sah, zeichnete Agaric ihm die geistige Verfassung des Volkes, wie er selbst sie sah. Er zeigte ihm die gegen die Volksherrschaft erbitterten Vornehmen und Reichen, die Armee, die sich weigerte, neue Zumutungen zu schlucken, die Beamten, bereit zum Verrat, das unzufriedene Volk, den bereits drohenden Aufstand, die Stützen der Macht in die Brunnen von Alca geworfen. Er schloß damit, dass es nun der richtige Moment sei, einen großen Schlag zu führen.

„Wir können“, rief er aus, „das Pinguinvolk retten, es von seinen Tyrannen befreien, es von sich selbst befreien, den Kamm des Drachen restaurieren, den alten Staat, den guten Staat wiederherstellen, zur Ehre des Glaubens und zur Begeisterung der Kirche. Wir können es, wenn wir es wollen. Wir besitzen große Reichtümer und üben geheimen Einfluß aus. Wir stehen durch unsere glänzenden Kirchenzeitungen in Kontakt

mit allen Kirchenmännern der Städte und auf dem Lande, und wir geben ihnen die Begeisterung ein, die uns beseelt, den Glauben, der uns verzehrt. Sie werden damit ihre Beichtkinder und Gläubigen durchtränken. Ich verfüge über die höchsten Führer der Armee, ich habe Beziehungen zu den Leuten aus dem Volk, ich leite, ohne dass sie es wissen, die Schirmhändler, Weinverkäufer, Nachrichtenhändler, Zeitungsboten, die galanten Fräulein und die Polizeibeamten. Wir haben mehr Leute als wir brauchen können. Worauf warten wir? Lasst uns handeln!“

„Was wollt Ihr tun?“ fragte Cornemuse.

„Eine ausgedehnte Verschwörung bilden, die Republik stürzen, Crucho auf den Thron der Draconiden zurückführen.“

Cornemuse fuhr sich mehrmals mit der Zunge über die Lippen. Dann sagte er salbungsvoll:

„Gewiss, die Restauration der Draconiden ist wünschenswert, sie ist außerordentlich wünschenswert, und, was mich anlangt, ich wünsche sie von ganzem Herzen. Was die Republik angeht — Ihr wisst, was ich davon denke ... Doch wäre es nicht besser, sie ihrem Schicksal zu überlassen und sie an den Lastern ihrer Verfassung sterben zu lassen? Kein Zweifel, was Ihr vorschlagt, lieber Agaric, ist edel und großherzig. Es wäre schön, dieses große und unglückliche Land zu retten, es in seinem ursprünglichen Glanz wiederherzustellen. Doch denkt daran: Wir sind Christen, bevor wir Pinguine sind. Und wir müssen uns gut hüten, die Religion in politischen Unternehmungen zu kompromittieren.“

Agaric antwortete schnell:

„Fürchtet nichts. Wir werden alle Fäden des Komplotts in der Hand halten, aber im Schatten bleiben. Man wird uns nicht sehen.“

„Wie Fliegen in der Milch“, murmelte der Geistliche aus dem Karnickelwald für sich. Und, indem er seine zarten rubinroten Pupillen auf seinen Mitbruder richtete, sagte er:

„Hütet Euch, mein Freund. Die Republik ist vielleicht stärker, als es scheint. Es kann auch sein, dass wir ihre Kräfte stärken, indem wir sie aus der bequemen Ruhe wecken, in der sie sich befindet. Ihre Bosheit ist groß: wenn wir sie angreifen, wird sie sich verteidigen. Sie macht schlechte Gesetze, die uns kaum berühren; wenn sie Angst hat, wird sie schreckliche Gesetze gegen uns machen. Lasst uns nicht leichtfertig ein Abenteuer beginnen, wo wir nur Federn lassen können. Die Gelegenheit ist gut, meint Ihr; ich glaube das nicht, und ich werde Euch sagen warum. Das gegenwärtige Regime ist noch nicht überall bekannt und berüchtigt. Es nennt sich die öffentliche Sache und behauptet, das Allgemeinwohl zu sein. Das Volk glaubt es und bleibt demokratisch

## *Die Republik*

und republikanisch. Doch Geduld! Dieses selbe Volk wird eines Tages fordern, dass die öffentliche Sache wirklich Sache des Volkes werden wird. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie sehr mir solche Anmaßungen frech, ungesetzlich und wider die Heilige Schrift erscheinen. Aber das Volk hat sie und wird sie zum Ausdruck bringen, und das wird das Ende des gegenwärtigen Regimes sein. Dieser Moment kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Dann müssen wir handeln im Interesse unseres erhabenen Standes. Warten wir ab! Wer drängt uns? Unsere Existenz ist nicht in Gefahr. Sie ist uns nicht absolut verunmöglicht. Der Republik fehlt es uns gegenüber an Respekt und Unterwerfung; sie erweist den Priestern nicht die Ehre, die sie ihnen schuldet. Aber sie lässt uns leben. Und, das ist das Herausragende unseres Standes, für uns heißt leben gedeihen. Die öffentliche Sache ist uns feindlich, doch die Frauen verehren uns. Der Präsident Formose nimmt nicht an der Feier unserer Mysterien teil, doch ich habe seine Frau und seine Töchter zu meinen Füßen gesehen. Sie kaufen meine Flaschen im Großen; ich habe keine besseren Kunden, nicht einmal unter der Aristokratie. Sagen wir wie es ist: Es gibt auf der Welt kein Land, das für Priester und Mönche Pinguinien gleichkommt. In welchem anderen Land könnten wir in solchen Mengen und zu so hohem Preis unsere Wachskerzen, unseren Weihrauch, Meßgewänder, Stolen, Weihwasser und Sankt-Orberose-Likör verkaufen? Welches andere Volk würde wie die Pinguine hundert goldene Écus zahlen für eine Geste unserer Hand, einen Laut aus unserem Mund, eine Bewegung unserer Lippen?

Was mich anlangt, verdiene ich tausendmal mehr mit einem Fass Thymianessenz als wenn ich mir vierzig Jahre lang in den volkreichsten Staaten Europas für die Vergebung der Sünden die Lunge aus dem Hals predigen würde. Wäre Pinguinien wirklich besser daran, wenn ein Polizeikommissar mich abholen und mit einem Dampfer auf die Inseln der Nacht spedieren würde?“

Nachdem er so gesprochen hatte, erhob sich der Geistliche aus dem Karnickelwald und führte seinen Gast in einen riesigen Schuppen, wo hunderte von blau gekleideten armen Teufeln Flaschen abfüllten, Kisten zunagelten und Etiketten klebten. Das Ohr wurde betäubt vom Krach der Hämmer und dem Kreischen der Güterwagons auf den Schienen.

„Hier ist der Versand“, sagte Cornemuse. „Ich habe von der Regierung eine Eisenbahnlinie durch den Wald und eine Haltestelle vor meinem Tor erhalten. Jeden Tag fülle ich drei Wägen mit meinem Produkt. Ihr seht, dass die Republik nicht jeden Glauben getötet hat.“

Agaric machte einen letzten Versuch, um den weisen Schnapsbrenner für das Unternehmen zu gewinnen. Er hielt ihm den schnellen, glücklichen, glänzenden Erfolg vor Augen.

„Wollt Ihr nicht daran teilnehmen?“ fügte er hinzu. „Wollt Ihr nicht Euren König aus dem Exil holen?“

„Das Exil ist lieblich für die Menschen guten Willens“ antwortete der Geistliche aus dem Karnickelwald. „Wenn Ihr meinem Rat folgt, lieber Bruder Agaric, verzichtet im Moment auf Euren Plan. Doch ich mache mir keine Illusionen; ich weiß, was mich erwartet. Ob ich mitmache oder nicht, wenn Ihr verliert, werde ich wie Ihr bezahlen.“

Pater Agaric verabschiedete sich von seinem Freund und ging zufrieden zu seiner Schule zurück. Wenn Cornemuse, dachte er, die Verschwörung nicht verhindern konnte, würde er zu ihrem Erfolg beitragen und Geld geben. Agaric täuschte sich nicht.

## Prinz Crucho

Agaric beschloß sich unverzüglich zu Prinz Crucho zu begeben, der ihn mit seiner Vertrautheit ehrte. Im Morgengrauen verließ er als Viehhändler verkleidet die Schule durch die Hintertür und buchte eine Überfahrt auf der *Sankt Maël*.

Am nächsten Morgen ging er in Marsuinien an Land. In diesem gastlichen Land im Schloss von Chitterlings aß Crucho das bittere Brot des Exils.

Agaric begegnete ihm auf der Straße. Der Prinz war gerade im Auto unterwegs, mit hundertdreißig Sachen und zwei jungen Damen neben sich. Der Mönch winkte mit seinem roten Schirm und der Prinz hielt an.

„Seid Ihr es, Agaric? Steigt doch ein! Wir sind schon zu dritt, aber wir werden ein wenig zusammenrücken. Ihr nehmt eine der Damen auf den Schoß.“

Der fromme Agaric stieg ein.

„Was habt Ihr für Neuigkeiten, alter Vater?“ fragte der junge Prinz.

„Große Neuigkeiten“ antwortete Agaric. „Kann ich sprechen?“

„Ihr könnt es. Ich habe nichts zu verbergen vor diesen beiden Damen.“

„Eure Hoheit, Pinguinien verlangt nach Euch. Ihr dürft diesem Ruf Euer Ohr nicht verschließen.“

Agaric schilderte die Stimmung im Lande und entwarf den Plan einer riesigen Verschwörung. „Auf mein erstes Zeichen“, sagte er, werden alle Eure Anhänger sich zugleich erheben. Das Kreuz in der Hand und das Gewand geschürzt, werden Eure ehrwürdigen Geistlichen die bewaffnete Menge in den Palast von Formose führen. Wir werden Schrecken und Tod unter Eure Feinde tragen. Als Lohn unserer Mühe, Hoheit,

## *Die Republik*

verlangen wir nur, sie nicht nutzlos zu machen. Wir flehen Euch an, einen Thron zu besteigen, den wir vorbereitet haben.“

Der Prinz antwortete:

„Ich werde auf einem grünen Pferd in Alca einreiten.“

Agaric nahm diese männliche Antwort zur Kenntnis. Obwohl er ganz gegen seine Gewohnheit eine junge Dame auf dem Schoß hatte, beschwor er mit einer feinen Seelengröße den jungen Prinzen, seinen königlichen Pflichten treu zu sein.

„Hoheit“, rief er aus, und die Tränen stiegen ihm in die Augen. „Eines Tages werdet Ihr Euch erinnern, dass ihr durch die Hand Eurer christlichen Priester aus dem Exil befreit, Eurem Volke zurückgegeben und auf den Thron gesetzt worden und von ihren Händen mit dem erhabenen Kamm des Drachen gekrönt worden seid. König Crucho, möget Ihr an Ruhm Eurem Ahnen Draco dem Großen gleichkommen!“

Bewegt warf sich der junge Prinz auf seinen Restaurator, um ihn zu umarmen; aber er konnte ihn nur über die Körperfülle der zwei jungen Damen erreichen, so eng war es in dem geschichtsträchtigen Fahrzeug.

„Mein alter Vater“, sagte er, „Ich wollte, dass ganz Pinguinien Zeuge dieser Umarmung würde.“

„Dies wäre ein trostspendendes Schauspiel“, sagte Agaric.

Unterdessen raste das Auto wie ein Wirbelsturm durch Weiler und Städtchen und zerquetschte unter seinen unersättlichen Reifen Hühner, Gänse, Rebhühner, Enten, Perlhühner, Katzen, Hunde, Schweine, Kinder, Bauern und Bäuerinnen.

Und der fromme Agaric bewegte in seinem Geist seine großen Pläne. Seine Stimme, die hinter der jungen Dame hervorkam, drückte diesen Gedanken aus:

„Wir werden Geld brauchen, viel Geld.“

„Das ist Eure Sache“, antwortete der Prinz.

Aber schon öffnete sich das Gittertor des Parks für das wunderbare Auto.

Das Diner war prunkvoll. Man trank auf den Drachenkamm. Jeder weiß, dass ein geschlossener Becher ein Zeichen der Souveränität ist. Auch der Prinz Crucho und seine Gattin Prinzessin Gudrun tranken aus Bechern mit Deckel wie Messkelche. Der Prinz ließ den seinen mehrmals mit rotem und weißem Wein aus Pinguinien füllen.

Crucho hatte eine wirklich fürstliche Erziehung erhalten: er glänzte nicht nur in der automobilen Fortbewegung, sondern war auch keineswegs unbewandert in der Geschichte. Man sagte ihm nach die alte Geschichte und seine ruhmreiche Familie sehr gut zu kennen; und tatsächlich gab er beim Nachtschiff einen bemerkenswerten Beweis seiner Kenntnisse in dieser Hinsicht. Er sagte, als man von den verschiedenen Besonderheiten berühmter Frauen sprach:

„Es ist vollkommen wahr, dass die Königin Crucha, deren Namen ich trage, ein kleines Muttermal unter der Nase trug.“

Agaric hatte bei dieser Abendgesellschaft eine entscheidende Unterredung mit drei alten Ratgebern des Prinzen. Man beschloss, den Schwiegervater von Crucho um Geld anzugehen, der sich einen König zum Schwiegersohn wünschte, sowie mehrere jüdische Damen, die ungeduldig warteten in den Adelsstand erhoben zu werden und schließlich den regierenden König der Meerschweine, der den Draconiden seine Unterstützung versprochen hatte, weil er durch die Restauration von Crucho die Pinguine, die Erbfeinde seines Volkes, zu schwächen dachte.

Die drei alten Berater teilten die drei wichtigsten Hofämter unter sich auf, Kammerherr, Seneschall und Proviantmeister, und gewährten dem Mönch, die andern Ämter im Interesse des Prinzen zu verteilen.

„Man muß die Treue belohnen.“ stimmten die drei Berater zu.

„Und den Verrat.“ sagte Agaric.

„Das ist nur zu richtig.“ antwortete einer von ihnen, der Marquis von Septplaies, der Erfahrung mit Revolutionen hatte.

Man tanzte. Nach dem Ball zerriss Prinzessin Gudrun ihr grünes Kleid, um daraus Kokarden zu machen; sie nähte eigenhändig ein Stück auf die Brust des Mönchs, der Tränen der Rührung und Dankbarkeit vergoß.

Herr de Plume, Stallmeister des Prinzen, begab sich noch am selben Abend auf die Suche nach einem grünen Pferd.

## **Die geheime Zusammenkunft**

Zurück in der Hauptstadt Pinguiniens, offenbarte der ehrwürdige Pater Agaric seine Pläne dem Fürsten Adelestan von Boscenos, dessen draconidische Gefühle er kannte.

Der Fürst gehörte zum höchsten Adel. Die Torticol von Boscenos führten ihr Geschlecht bis auf Brian den Frommen zurück und hatten unter den Draconiden die höchsten Ämter des Königreiches inne. 1179 lieferte Philippe Torticol, Groß-Emiral von Pinguinien, ein tapferer, treuer und großzügiger, wenn auch nachtragender Mann den Hafen von La Crique und die pinguinische Flotte den Feinden des Königreiches aus, weil er den Verdacht hegte, dass die Königin Crucha, deren Liebhaber er war, ihn mit einem Stallknecht betröge. Diese große Königin verlieh den Boscenos den silbernen Bettwärmer, den die Boscenos seither im Wappen tragen. Ihre Devise stammt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert; hier ihr Ursprung: Auf einem nächtlichen Fest näherte

## *Die Republik*

sich in der Menge der Höflinge, die das Feuerwerk im Garten des Königs betrachteten, Herzog Johann von Boscenos der Herzogin von Skull und fasste der Dame unter den Rock, worüber diese sich nicht beschwerte. Der König überraschte die beiden und begnügte sich mit den Worten: „So kommt zusammen, was zusammen gehört.“ Diese Worte wurden die Devise der Boscenos.

Fürst Adelestan war von derselben Art wie seine Vorfahren. Er wahrte dem Blut der Draconiden eine unerschütterliche Treue und wünschte nichts so sehr wie die Restauration des Prinzen Crucho, die seiner Überzeugung nach auch sein ruiniertes Vermögen wiederherstellen würde. So schloß er sich gerne den Gedanken des ehrwürdigen Vaters Agaric an. Unverzüglich verband er sich mit den Plänen des geistlichen Herrn und beeilte sich, ihn mit den glühendsten und treuesten Royalisten aus seinem Bekanntenkreis zusammenzubringen, dem Grafen Clena, Herrn de la Trumelle, dem Freiherrn von Olive, Herrn Bigourd. Sie trafen sich eines Nachts im Landhaus des Herzogs von Ampoule zwei Meilen östlich von Alca um Mittel und Wege zu untersuchen.

Herr de la Trumelle sprach sich für die legale Aktion aus:

„Wir müssen in der Legalität bleiben“, sagte er mit Nachdruck. „Wir sind Männer der Ordnung. Durch eine unermüdliche Propaganda verfolgen wir die Verwirklichung unserer Hoffnungen. Man muß den Geist des Landes ändern. Unsere Sache wird siegen, weil sie gerecht ist.“

Der Fürst von Boscenos brachte eine entgegengesetzte Meinung zum Ausdruck. Er meinte, dass, um zu siegen, die gerechten Sachen ebensoviel und mehr Gewalt erforderten wie die ungerechten.

„In der gegenwärtigen Situation“, sagte er ruhig, „stellen sich uns drei Aufgaben: Schlägertrupps einzustellen, die Minister zu bestechen und den Präsidenten Formose aus dem Amt zu jagen.“

„Formose aus dem Amt zu jagen wäre ein Fehler“, wendete Herr de la Trumelle ein. „Der Präsident steht auf unserer Seite.“

dass ein Dracophiler vorschlug, die Hand gegen den Präsidenten Formose zu erheben und ein anderer ihn als Freund bezeichnete, ist durch die Haltung und das Denken des Oberhauptes der öffentlichen Sache zu erklären. Formose begünstigte die Royalisten, deren Lebensstil er bewunderte und nachahmte. Wenn er lächelte, wenn von dem Drachenkamm die Rede war, dann weil er mit dem Gedanken spielte, ihn sich selbst auf den Kopf zu setzen.

Der Fürst von Boscenos hielt seinen Vorschlag aufrecht, bewaffnet zum Palast von Formose und zur Deputiertenkammer zu ziehen.

Graf Clena wurde noch energischer:

„Fangen wir damit an, den Republikanern und den ganzen Gleichmachern in der Regierung den Hals umzudrehen, das Hirn rauszublasen und die Eier abzuschneiden. Dann werden wir weitersehen.“

Herr de la Trumelle war ein Gemäßigter, und Gemäßigte opponieren immer gegen die Gewalt, wenn auch gemäßigt. Er erkannte an, dass die Politik des Herrn Grafen von Clena von einem edlen Gedanken geleitet und großzügig war, doch wand er furchtsam ein, dass sie vielleicht nicht mit den Prinzipien in Einklang stünde und gewisse Gefahren berge. Schließlich war er bereit, sie zu diskutieren.

„Ich schlage vor“, fügte er hinzu, „einen Aufruf an das Volk zu veröffentlichen. Machen wir bekannt, wer wir sind. Ich versichere Ihnen, dass ich Farbe bekennen werde.“

Herr Bigourd ergriff das Wort:

„Meine Herrn, die Pinguine sind über die neue Ordnung unzufrieden, weil sie sie in ihr Leben und weil es in der Natur der Menschen liegt, sich über ihre Lage zu beklagen. Doch zugleich haben die Pinguine Angst, das Regime zu wechseln, denn Neuheiten erschrecken. Sie haben den Kamm des Drachen nicht kennengelernt, und wenn sie sich zufällig ab und zu danach zurücksehnen, sollte man es ihnen nicht abnehmen — man würde bald merken, dass sie unbedacht und aus Verdruss gesprochen haben. Machen wir uns keine Illusionen über ihre Gefühle uns gegenüber. Sie lieben uns nicht. Sie hassen die Aristokratie ebenso aus niedrigem Neid wie aus einer großzügigen Liebe zur Gleichheit. Und zusammen sind diese Gefühle sehr stark in einem Volk. Die öffentliche Meinung ist nicht gegen uns, weil sie uns nicht kennt. Wenn wir zeigen würden, dass wir das demokratische Regime zerstören und den Drachenkamm wieder errichten wollen, wer würde uns unterstützen? Die Metzgerjungen und die kleinen Ladenbesitzer von Alca. Und sogar diese Ladenbesitzer — könnten wir auf sie zählen bis zum Schluß? Sie sind unzufrieden, aber im Grunde ihres Herzens Republikaner. Es geht ihnen mehr darum, ihre schlechten Waren zu verkaufen als Crucho wiederzusehen. Wenn wir offen handeln, schrecken wir sie ab.“

Damit man uns sympathisch findet und uns folgt, muß man glauben, dass wir die Republik nicht stürzen, sondern wiederherstellen, säubern, reinigen, verschönern, schmücken, ehren, parfümieren, letztlich großartig und bezaubernd machen wollen. Auch dürfen wir nicht von uns aus handeln. Man weiß, dass wir für die gegenwärtige Ordnung nichts übrig haben. Wir müssen uns an einen Freund der Republik und Verteidiger des Regimes wenden. Wir werden dabei nur die Qual der Wahl haben. Wir sollten uns den populärsten und, mit Verlaub, republikanischsten Politiker aussuchen. Wir werden ihn mit Schmeicheleien gewinnen, mit Geschenken und vor allem mit Versprechungen. Versprechen kosten weniger als Geschenke und bewirken viel mehr. Man

## *Die Republik*

gibt nie mehr, als wenn man Hoffnung gibt. Es ist nicht notwendig, dass er sehr intelligent ist. Ich würde es sogar vorziehen, wenn er keinen Geist hätte. Schwachköpfe haben ein unnachahmliches Talent für Schurkereien. Glauben Sie mir, meine Herrn, lassen Sie die Republik von einem der Obergleichmacher stürzen. Seien wir vorsichtig! Vorsicht schließt Tatkraft nicht aus. Wenn Sie mich brauchen, werden Sie mich stets zu Ihren Diensten finden.“

Diese Rede verfehlte nicht ihren Eindruck auf die Zuhörer. Der fromme Agaric war davon besonders fasziniert. Aber jeder dachte vor allem daran, sich Ämter und Pfründe zu sichern. Man organisierte eine Geheimregierung, zu deren Mitgliedern alle anwesenden Personen ernannt wurden. Der Herzog von Ampoule, die große finanzielle Stütze der Partei, wurde Finanzminister und mit der Verwaltung der Propagandamittel beauftragt.

Die Konferenz ging dem Ende zu, als eine Bauernstimme erscholl, die nach einer alten Melodie sang:

*Wir packen Boscenos, das fette Schwein,  
Wir packen ihn am Kragen.  
Wir machen aus ihm Schweinebraten  
Und Würste groß und klein.  
Was wird das für ein Festmahl sein,  
Für armer Leute Magen.*

Das war ein seit zweihundert Jahren in den Vorstädten von Alca bekanntes Lied. Der Fürst von Boscenos hörte es nicht gern. Er ging hinunter auf den Platz und als er bemerkte, dass der Sänger ein Dachdecker war, der gerade auf der Kirche Dachziegel richtete, bat er ihn höflich, etwas anderes zu singen.

„Ich singe was mir gefällt“, antwortete der Mann.

„Mein Freund, machen Sie mir die Freude ...“

„Ich habe keine Lust, Ihnen eine Freude zu machen.“

Der Fürst von Boscenos war für gewöhnlich sanftmütig, aber leicht zu erzürnen und von außergewöhnlicher Kraft.

„Du Strolch, komm runter, oder ich komme rauf“, brüllte er mit schrecklicher Stimme. Und als der Dachdecker rittlings auf dem Dachfirst sitzend keine Anstalten machte sich zu bewegen, stieg der Prinz rasch die Turmtreppe hinauf bis zum Dach und warf sich auf den Bauarbeiter, der geschlagen in eine Dachtraufe rollte. In diesem Moment steckten sieben oder acht Zimmerleute, von dem Schreien ihres Kollegen aufmerksam geworden, die Nase aus den Dachluken, und als sie den Prinz auf dem Dachfirst sahen,

griffen sie ihn mit einer Leiter an, die gerade auf dem Schieferdach lag; sie erwischten den Prinz, als er gerade in den Turm zurück wollte und beförderten ihn kopfüber die hundertsiebenunddreißig Stufen der Wendeltreppe hinunter.

## **Der Emir al und die Gräfin Olive**

Die Pinguine hatten die beste Armee der Welt. Die Meerschweine auch. Und ebenso alle anderen Völker Europas. Was nicht überrascht, denn alle Armeen sind die besten der Welt. Die zweitbeste Armee, wenn es eine gäbe, befände sich in einem ständigen Zustand der Unterlegenheit; sie könnte sicher sein, geschlagen zu werden. Man müßte sie sofort auflösen. So sind alle Armeen die besten der Welt. Das ist es, was in Frankreich der berühmte Oberst Marchand verstanden hatte, als er, von Journalisten über den russisch-japanischen Krieg befragt, nicht zögerte, die russische Armee ebenso wie die japanische als beste der Welt zu bezeichnen. Und es ist zu bemerken, dass eine Armee, auch wenn sie eine noch so gewaltige Niederlage einstecken muß, ihren Rang als beste Armee der Welt nicht verliert. Denn die Völker führen zwar ihre Siege auf die Intelligenz der Generäle und den Mut der Soldaten zurück, ihre Niederlagen schreiben sie jedoch stets einem unergründlichen Schicksal zu. Die Flotten dagegen werden nach der Zahl ihrer Schiffe geordnet: Es gibt eine größte, zweitgrößte, drittgrößte und so weiter. Auch besteht keine Ungewißheit über den Ausgang von Seekriegen.

Die Pinguine hatten die beste Armee und die zweitgrößte Flotte der Welt. Diese Flotte wurde kommandiert von dem berühmten Chatillon, der den Titel Emir al Ahr trug, oder kurz Emir al. Dieses Wort, wenn auch grausam verballhornt, bezeichnet noch heute bei mehreren europäischen Nationen den höchsten Dienstgrad innerhalb der Marine. Aber weil es bei den Pinguinen nur einen einzigen Emir al gab, war auch ein einzigartiges Ansehen mit diesem Rang verbunden.

Der Emir al gehörte nicht zum Adel; er war ein Kind des Volkes, und das Volk liebte ihn und fühlte sich geschmeichelt, einen Mann aus seinen Reihen mit Ehren bedeckt zu sehen. Chatillon war schön, er war glücklich, er dachte an nichts. Nichts trübte die Klarheit seines Blicks.

Der ehrwürdige Pater Agaric, der die von Herrn Bigourd vorgeschlagene Strategie übernommen hatte, erkannte, dass man das gegenwärtige Regime nur durch einen seiner Verteidiger zerstören könne und warf seinen Blick auf den Emir al Chatillon. Er bat seinen Freund, den ehrwürdigen Pater Cornemuse um eine große Summe Geld, die ihm dieser auch seufzend gab. Und mit diesem Geld bezahlte er sechshundert Taugenichtse, damit sie hinter dem Pferd von Chatillon herliefen und riefen: „Es lebe

## Die Republik

der Emiral!“

Von nun an konnte Chatillon keinen Schritt mehr machen, ohne dass man ihm Beifall spendete.

Die Gräfin Olive bat ihn um eine geheime Unterredung. Er empfing sie in der Admiralität<sup>2</sup>, in einem mit Ankern, Blitzen und Granaten geschmückten Gebäude.

Sie war diskret graublau gekleidet. Ein Hut mit Rosen krönte ihren hübschen blonden Kopf, durch den Schleier strahlten ihre Augen wie Saphire. Es gab im Adel keine elegantere Frau als sie, die aus der jüdischen Finanzwelt stammte. Sie war hochgewachsen, wohlproportioniert und nach der aktuellen Mode gekleidet.

„Emiral,“ sagte sie mit süßer Stimme, „ich kann Ihnen meine Emotionen nicht verbergen; das ist wohl natürlich, vor einem Helden ...“

„Sie sind zu gut. Sagen Sie mir bitte, Frau Gräfin, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft.“

„Ich wollte Sie schon lange sehen und mit Ihnen sprechen ... Außerdem habe ich es übernommen, Ihnen etwas auszurichten.“

„Machen Sie sich die Mühe, sich zu setzen.“

„Wie ruhig es hier ist!“

„In der Tat, es ist ziemlich ruhig.“

„Man hört die Vögel singen.“

„Setzen Sie sich doch, liebe gnädige Frau.“

Und er schob ihr einen Sessel hin.

Sie setzte sich auf einen Stuhl im Gegenlicht.

„Emiral, ich komme zu Ihnen mit einer sehr wichtigen Botschaft, einer Botschaft ...“

„Sprechen Sie weiter.“

„Emiral, haben Sie jemals Prinz Crucho gesehen?“

„Noch nie.“

Sie seufzte.

„Das ist das Unglück. Er wäre so glücklich, Sie zu sehen! Er schätzt Sie hoch. Er hat Ihr Bild auf seinem Schreibtisch neben dem seiner fürstlichen Mutter. Wie schade, dass man ihn nicht kennt. Er ist ein bezaubernder Prinz und so dankbar für das, was man für ihn tut! Er wird ein großer König werden. Denn er wird König werden — zweifeln Sie nicht daran. Er wird zurückkommen, und früher, als man glaubt ... Was ich Ihnen zu sagen habe, die Botschaft, die mir aufgetragen ist, bezieht sich genau auf ...“

Der Emiral stand auf:

---

<sup>2</sup>oder besser: *Emiralität*.

„Kein Wort mehr, gnädige Frau. Ich habe die Hochachtung und das Vertrauen der Republik. Ich werde sie nicht verraten. Und warum sollte ich auch? Ich werde mit Ehren und Würden überhäuft.“

„Ihre Ehren und Würden, mein lieber Emir al, erlauben Sie mir es zu sagen, sind weit davon entfernt, Ihren Verdiensten zu entsprechen. Wenn Ihre Dienste belohnt würden, wären Sie Emir alissimus und Generalissimus, oberster Kommandeur der Land- und Seestreitkräfte. Die Republik ist recht undankbar, was Sie betrifft.“

„Alle Regierungen sind mehr oder weniger undankbar.“

„Ja, aber die Gleichmacher sind eifersüchtig auf Sie. Diese Leute fürchten jede Überlegenheit. Sie können Soldaten nicht ertragen. Alles was mit der Marine und der Armee zu tun hat ist ihnen verhaßt. Sie haben Angst vor Ihnen.“

„Das ist möglich.“

„Das sind Schurken. Sie verderben das Land. Wollen Sie nicht Pinguinien retten?“

„Wie das?“

„Indem Sie alle diese Ganoven der Republik, alle Gleichmacher wegfeigen.“

„Was schlagen Sie mir da vor, gnädige Frau!“

„Zu tun, was sowieso getan werden wird. Wenn Sie es nicht sind, wird es ein anderer sein. Der Generalissimus, um nur von einem zu sprechen, ist bereit, alle Minister, Abgeordneten und Senatoren ins Meer zu schmeißen und Prinz Crucho zurückzurufen.“

„Oh! Dieser Abschaum, was für ein gemeiner Verbrecher!“ rief der Emir al.

„Was er gegen Sie unternehmen würde, tun Sie es gegen ihn. Der Prinz wird Ihre Dienste anerkennen. Er wird Ihnen das Schwert eines Konnetabeln verleihen und Sie großzügig dotieren. Ich bin beauftragt, Ihnen einstweilen ein Pfand seiner königlichen Freundschaft zu übermitteln.“

Damit zog sie aus ihrem Busen eine grüne Kokarde.

„Was ist das?“ fragte der Emir al.

„Crucho schickt Ihnen seine Farben.“

„Würden Sie das bitte wieder mitnehmen!“

„Damit man sie dem Generalissimus anbietet, der sie annehmen wird! ... Nein, Emir al, lassen sie sie mich an Ihre Heldenbrust stecken.“

Sanft wies Chatillon die junge Frau zurück. Aber seit ein paar Minuten fand er sie äußerst hübsch, und er fühlte diesen Eindruck noch wachsen, als zwei nackte Arme und rosa Handflächen von zwei zarten Händen ihn streiften. Olive knüpfte langsam das Band. Dann, als das getan war, grüßte sie Chatillon mit großer Ehrerbietung mit dem Titel eines Konnetabels.

## *Die Republik*

„Ich bin ehrgeizig gewesen wie meine Kameraden“, antwortete der Seemann. „Ich verhehle es nicht; ich bin es vielleicht immer noch; aber, mein Ehrenwort, wenn ich Sie so sehe, ist der einzige Wunsch, den ich habe, eine Hütte und ein Herz.“

Sie ließ auf ihn bezaubernde Strahlen aus den Saphiren fallen, die unter ihren Wimpern funkelten.

„Das können wir auch haben ... Was machen Sie da, Emiral?“

„Ich suche das Herz.“

\*

Nachdem sie das Gebäude der Admiralität verlassen hatte, ging die Gräfin sogleich zu dem ehrwürdigen Pater Agaric, um ihm über ihren Besuch Bericht zu erstatten.

„Sie müssen da wieder hingehen, gnädige Frau“ sagte der strenge geistliche Herr.

## **Der Fürst von Boscenos**

Morgens und abends veröffentlichten die Zeitungen im Dienst der Dracophilen Lobreden auf Chatillon und bewarfen die Minister der Republik mit Schimpf und Schande. Überall auf den Boulevards von Alca hing das Porträt von Chatillon. Händler verkauften an den Brücken Gipsbüsten von Chatillon.

Jeden Abend ritt Chatillon auf seinem weißen Pferd durch die Königinnenau, die von schick gekleideten Leuten besucht wurden. Die Dracophilen postierten auf dem Weg des Emiral eine Menge bedürftiger Pinguine, die sangen: „Chatillon brauchen wir.“ Das Bürgertum von Alca empfand deswegen eine tiefe Bewunderung für den Emiral. Die Damen der Finanzwelt tuschelten: „Wie schön er ist!“ Elegante Frauen fuhren im Auto langsam an ihm vorbei und warfen ihm inmitten der Hochrufe eines rasenden Volkes Küsse zu.

Eines Tages, als er ein Tabakgeschäft betrat, erkannten ihn zwei Pinguine, die gerade Briefe in den Briefkasten warfen und riefen lauthals: „Es lebe der Emiral! Nieder mit den Gleichmachern!“ Alle Passanten blieben vor dem Laden stehen. Chatillon zündete seine Zigarre an vor einer dichten Menge begeisterter Bürger, die ihre Hüte schwenkten und Beifall riefen. Die Menge hörte nicht auf, anzuwachsen; die ganze Stadt lief ihrem Helden nach und geleitete ihn Hymnen singend zum Gebäude der Admiralität.

Der Emiral hatte einen alten, hochverdienten Waffengefährten, den Sub-Emiral Volcanmoule. Freimütig wie Gold, treu wie sein Schwert, ging Volcanmoule, der sich einer stolzen Unabhängigkeit rühmte, bei den Anhängern von Crucho wie bei den Ministern der Republik ein und aus. Herr Bigourd, der ihn nicht leiden konnte, behauptete, er

verkaufe eine Partei an die andere. Tatsächlich hatte er mehrmals schlimme Indiskretionen begangen, doch man sah darin den Freimut eines Soldaten, dem Intrigen fremd sind. Er begab sich jeden Morgen zu Chatillon, den er mit der rauhen Herzlichkeit eines Waffenbruders behandelte.

„Na, alte Ente, jetzt bist du wohl richtig populär. Man verkauft deine Schnauze als Pfeifenkopf und auf Likörflaschen, und alle Säufer von Alca lallen im Rinnstein deinen Namen ... Chatillon, Held der Pinguine! Chatillon, Verteidiger des Ruhms und der pinguinischen Macht! Wer hätte so was vorausgesagt? Wer hätte es geglaubt?“

Und er lachte laut auf. Dann sagte er, den Ton ändernd:

„Spaß beiseite, bist du nicht ein wenig überrascht über das, was dir passiert?“

„Aber nein“ antwortete Chatillon.

Und der treue Volcanmoule verließ ihn türenscliegend.

Inzwischen hatte Chatillon, um die Gräfin Olive zu empfangen, eine Erdgeschosswohnung im Hinterhof gemietet, Johannes-Talpa-Straße 18. Sie sahen sich jeden Tag. Er liebte sie wie verrückt. In seinem Soldaten- und Seemannsleben hatte er jede Menge Frauen besessen, rote, schwarze, gelbe und weiße, und manche davon waren sehr schön gewesen, doch bevor er jene kennengelernt hatte, wußte er nicht, was eine Frau war. Wenn die Gräfin Olive ihn ihren Freund nannte, ihren lieben Freund, fühlte er sich im Himmel und glaubte die Sterne in ihren Haaren zu sehen.

Sie kam, ein wenig zu spät, legte ihr Handtäschchen auf die Kommode und sagte ernsthaft:

„Lassen Sie mich zu Ihren Füßen Platz nehmen.“

Und sie hielt ihm Vorträge, die von dem frommen Agaric inspiriert waren; und sie lockerte sie auf mit Küssen und Seufzern. Sie bat ihn, diesen Offizier zu entfernen, jenem ein Kommando zu geben, diese Einheit hierhin oder dorthin zu schicken.

Und sie rief aus:

„Wie jung Sie sind, mein Freund!“

Und er tat alles, was sie wollte, denn er war ein einfacher Mann, er hatte Lust auf das Schwert eines Konnetabeln und auf eine reiche Dotierung, es mißfiel ihm nicht, ein doppeltes Spiel zu spielen, er hatte irgendwie die Vorstellung Pinguinien zu retten, und er war verliebt.

Diese zarte Frau brachte ihn dazu, den Hafen von La Crique, wo Crucho landen sollte, von Truppen zu entblößen. Man war auf diese Weise sicher, dass der Prinz ohne ein Hindernis Pinguinien betreten könne.

Der fromme Agaric organisierte öffentliche Versammlungen zum Zweck der Agitation. Die Dracophilen veranstalteten jeden Tag eine oder zwei oder drei davon in den

## *Die Republik*

sechsdreißig Distrikten von Alca, und bevorzugt in den Vierteln, wo das einfache Volk wohnte. Man wollte die kleinen Leute erobern, die die größte Zahl bilden. Vor allem am vierten Mai fand eine sehr schöne Versammlung in der alten Kornhalle statt, mitten in einer volkreichen Vorstadt voll herumlungender Tagelöhner und im Rinnstein spielender Kinder. Es waren zweitausend Personen gekommen nach Schätzung der Republikaner; und sechstausend nach Schätzung der Dracophilen. Man erkannte unter den Unterstützern die Blüte der Pinguingesellschaft, den Fürst und die Fürstin von Boscenos, den Graf Clena, Herrn de la Trumelle, Herrn Bigourd und ein paar reiche israelitische Damen.

Der Generalissimus der nationalen Armee war in Uniform gekommen und wurde mit Beifall bedacht.

Das Podium konstituierte sich geschäftig. Ein Mann aus dem Volk, ein Arbeiter, aber gut gesinnt, Herr Rauchin, Sekretär der gelben Gewerkschaften, präsierte zwischen dem Grafen Clena und Herrn Michaud, Fleischergehilfe.

In mehreren geschliffenen Reden wurde die Regierungsform, die Pinguinien sich frei gegeben hatte, mit Worten des Abscheus und der Verachtung bedacht. Präsident Formose wurde geschont; weder von Crucho noch von den Priestern war die Rede.

Die Versammlung stieß auf Widerspruch; ein Verteidiger des modernen Staates und der Republik, ein Handwerker, stand auf.

„Meine Herrn“, sagte der Vorsitzende Rauchin, „Wir haben angekündigt, dass sich die Versammlung dem Widerspruch unserer Gegner stellen wird. Wir sind uns einig; wir sind nicht wie unsere Gegner, wir sind ehrliche Männer. Ich erteile dem Gegner das Wort. Weiß Gott, was Sie hören werden! Meine Herrn, ich bitte Sie, Ihre Verachtung, Ihren Abscheu und Ihren Zorn so lange wie möglich zu zügeln.“

„Meine Herrn“, sagte der Opponent. Sogleich wurde er umgeworfen, von der wütenden Menge zertrampelt und seine unkenntlichen Überreste aus dem Saal geworfen. Der Tumult tobte noch, als Graf Clena die Bühne bestieg. Den Buh-Rufen folgte der Beifall, und als wieder Ruhe eingekehrt war, hub der Redner an:

„Kameraden, wollen wir doch mal sehen, ob ihr Blut in den Adern habt! Wir müssen den Gleichmachern die Kehle durchschneiden, sie aufschlitzen und ihnen das Hirn rausblasen!“

Diese Rede entfachte einen solch donnernden Beifall, dass dass der alte Schuppen bebte und eine dichte Staubwolke aus den schmutzigen Wänden und wurmstichigen Pfeilern stieg und die Teilnehmer in dunkle, scharf riechende Wolken hüllte.

Man beschloss eine Resolution, die die Regierung anprangerte und Chatillon verlangte. Und die Teilnehmer verließen die Versammlung mit der Freiheitshymne: „Chatillon

brauchen wir!“

Die alte Markthalle hatte nur einen Ausgang auf eine lange, schlammige Straße mit Omnibusschuppen und Kohlenhandlungen. Die Nacht war mondlos; ein kalter Nieselregen fiel. Die in großer Zahl erschienenen Polizisten sperrten die Straße auf der Höhe des Wohnviertels und zwangen die Dracophilen in kleinen Gruppen auseinanderzugehen. Dies war tatsächlich der Auftrag, den sie von ihrem Chef erhalten hatten, der bemüht war, die Energie einer tobenden Menge zu brechen.

Die auf der Straße aufgehaltenen Dracophilen sangen im Takt: „Chatillon brauchen wir!“ Bald begannen sie aus Ungeduld über die Langsamkeit, deren Ursache sie nicht kannten, diejenigen zu stoßen, die vor ihnen waren. Diese Bewegung, die sich durch die Straße fortsetzte, warf die ersten Reihen gegen die breite Brust der Schutzleute. Diese hatten keinen Haß gegen die Dracophilen, im Grunde ihres Herzens liebten sie Chatillon; doch es ist natürlich, einem Angriff zu widerstehen und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen; starke Männer müssen sich ihre Stärke bedienen. Darum empfingen die Schutzleute die Dracophilen mit kräftigen Tritten ihrer genagelten Stiefel. Daraus ergab sich ein plötzliches Zurückweichen. Drohungen und Schreie mischten sich in den Gesang.

„Mörder! Mörder! Chatillon brauchen wir! Mörder! Mörder!“

Und in der dunklen Allee sagten die Klügeren: „Nicht drängeln!“ Unter ihnen befand sich, durch seine Größe die Menge überragend, sanft, unerschütterlich und mild, breitschultrig und mit kräftigen Lungen in der Dunkelheit der Fürst von Boscenos. Er wartete gleichmütig und heiter. Schließlich, da auch der Ausgang zwischen den Polizeiketten regelmäßig geöffnet wurde, stießen die Ellbogen in der Umgebung des Prinzen weniger tief in die Brust; man begann Atem zu schöpfen.

„Ihr seht, dass wir schließlich doch rauskommen.“ sagte der gutmütige Riese mit einem sanften Lächeln. „Geduld und Zeit ...“

Er zog eine Zigarre aus seinem Etui, steckte sie zwischen die Lippen und zündete ein Streichholz an. Plötzlich sah er im Licht der Flamme Prinzessin Anne, seine Frau, ohnmächtig in den Armen des Grafen Clena. Bei diesem Anblick stürzte er sich auf die beiden und schlug auf sie und die Leute in ihrer Nähe heftig mit dem Spazierstock ein. Man entwaffnete ihn nicht ohne Mühe. Doch man konnte ihn nicht von seinem Gegner trennen. Und während die ohnmächtige Prinzessin von Arm zu Arm über der bewegten und neugierigen Menge zu ihrem Wagen weitergereicht wurde, lieferten die beiden Männer einander einen erbitterten Kampf. Der Fürst von Boscenos verlor dabei seinen Hut, sein Lorgnon, seine Zigarre, seine Krawatte und seine Aktentasche mit intimen Briefen und politischen Korrespondenzen; er verlor alles bis auf die wunder-

## *Die Republik*

tätigen Medaillons, die er vom dem guten Vater Cornemuse bekommen hatte. Aber er versetzte dem Bauch seines Gegners einen so schrecklichen Schlag, dass der Unglückliche ein Eisengitter durchschlug und mit dem Kopf voran durch eine Glasscheibe in einer Kohlenhandlung landete. Angezogen von dem Lärm des Kampfes und der Helfer stürzten sich die Polizisten auf den Fürsten, der ihnen einen wütenden Widerstand entgegensetzte. Er streckte drei Uniformierte zu seinen Füßen nieder, schlug sieben andere in die Flucht, mit gespaltener Lippe, zertrümmertem Kiefer, blutender Nase, offenem Schädel, abgerissenem Ohr, gebrochenem Schlüsselbein und verbeulten Rippen. Dennoch erlag er der Übermacht und wurde blutend, entstellt, die Kleider zerfetzt zur nächsten Polizeiwache gebracht, wo er brüllend und gegen die Wand tretend die Nacht über blieb.

Bis zum Tagesanbruch durchstreiften Gruppen von Demonstranten die Stadt, sangen „Chatillon brauchen wir“ und schlugen in den Häusern der republikanischen Minister die Scheiben ein.

## **Der Fall des Emiral**

Diese Nacht stellte den Höhepunkt der dracophilen Bewegung dar. Die Monarchisten zweifelten nicht mehr an ihrem Sieg. Ihre Führer telegraphierten Prinz Crucho Glückwünsche. Die Damen stickten ihm Schärpen und Pantoffeln. Herr de Plume hatte das grüne Pferd gefunden.

Der fromme Agaric teilte die allgemeine Hoffnung. Doch für alle Fälle arbeitete er weiter daran, dem Prätendenten Anhänger zu werben.

„Man muß“, sagte er, „die niederen Schichten erreichen.“

In dieser Absicht nahm er Kontakt mit drei Arbeitersyndikaten auf.

Zu jener Zeit lebten die Handwerker nicht mehr wie zur Zeit der Draconiden unter der Herrschaft der Zünfte. Sie waren frei, hatten aber keinen gesicherten Verdienst. Nachdem sie lange Zeit isoliert voneinander gehalten worden waren, ohne Hilfe und Unterstützung, hatten sie sich in Syndikaten zusammengeschlossen. Die Kassen dieser Syndikate waren leer; ihre Mitglieder zahlten gewöhnlich ihren Beitrag nicht. Es gab Syndikate mit dreißigtausend Mitgliedern, mit tausend, fünfhundert, zweihundert. Mehrere zählten nur zwei oder drei Mitglieder, oder sogar ein bißchen weniger. Doch da die Mitgliederlisten nicht veröffentlicht wurden, war es nicht leicht, große Syndikate von den kleinen zu unterscheiden.

Nach verwickelten und zwielichtigen Kontaktaufnahmen wurde der fromme Agaric in einem Saal der Kuchenmühle zusammengebracht mit den Genossen Dagobert, Tronc

und Balafille, den Sekretären dreier Berufsverbände, von denen der erste vierzehn Mitglieder zählte, der zweite vierundzwanzig und der dritte nur ein einziges. Agaric bewies bei dieser Gelegenheit ein beachtliches Geschick.

„Meine Herren“, sagte er, „Ich und Sie, wir haben in vieler Hinsicht nicht dieselben politischen und sozialen Ideale, aber es gibt Punkte, an denen wir uns verständigen können. Wir haben einen gemeinsamen Feind. Die Regierung beutet euch aus und macht sich über euch lustig. Helfen Sie uns, sie zu stürzen, wir werden Ihnen, soweit möglich, die Mittel hierzu liefern, und darüber hinaus werden Sie mit unserer Dankbarkeit rechnen können.“

„Verstanden“, sagte Dagobert. „Kommen Sie zur Sache.“

Der ehrwürdige Vater legte einen Sack auf den Tisch, den ihm der Schnapsbrenner aus dem Karnickelwald unter Tränen ausgehändigt hatte.

„Stoßen wir an!“, sagten die drei.

So wurde dieser feierliche Akt besiegelt.

Sobald der geistliche Herr fort war, voll Freude, die breiten Massen für seine Sache gewonnen zu haben, piffen Dagobert, Tronc und Balafille ihren Frauen Amélie, Reine und Mathilde, die auf der Straße auf das Zeichen warteten, und alle sechs fassten sich bei der Hand, tanzten um den Geldsack und sangen:

*Ich habe Kohle,  
doch du kriegst sie nicht, Chatillon!  
Weg mit den Pfaffen!*

Und sie bestellten sich eine Schüssel Glühwein.

Am Abend zogen sie alle sechs von Kneipe zu Kneipe und sangen ihr neues Lied. Es gefiel, denn die Agenten der Geheimpolizei berichteten, dass in den Vorstädten die Zahl der Arbeiter täglich wachse, die das Lied sängen:

*Ich habe Kohle,  
doch du kriegst sie nicht, Chatillon!  
Weg mit den Pfaffen!*

Die dracophile Agitation fand in den Provinzen keinen Widerhall. Der fromme Agaric suchte vergebens den Grund dafür, bis der alte Cornemuse ihn ihm enthüllte.

„Ich habe den Beweis“, seufzte der Geistliche aus dem Karnickelwald, „dass der Schatzmeister der Dracophilen, der Herzog von Ampoule, mit den Mitteln, die ihm zum Zweck der Propaganda anvertraut wurden, Immobilien in Marsuinien gekauft hat.“

Der Partei ging das Geld aus. Der Fürst von Boscenos hatte bei einer Schlägerei seine Brieftasche verloren und war gezwungen, zu Mitteln Zuflucht zu nehmen, die seinem

## *Die Republik*

geradlinigen Charakter widerstrebten. Die Gräfin Olive war sehr teuer. Cornemuse riet, die monatlichen Zuwendungen an diese Dame zu begrenzen.

„Sie ist uns sehr nützlich“, gab der fromme Agaric zu bedenken.

„Ohne Zweifel“, antwortete Cornemuse. „Doch wenn sie uns ruiniert, schadet sie uns.“

Eine Spaltung zerriß die Dracophilen. Zwietracht machte sich unter ihnen breit. Die einen wollten, getreu der Politik des Herrn Bigourd und des frommen Agaric, dass man weiterhin bis zum Ende so tue, als wolle man die Republik reformieren; die andern, der langen Verstellung müde, waren entschlossen, den Drachenkamm zu proklamieren und schworen, unter diesem Zeichen zu siegen. Sie führten die günstige Lage ins Feld und die Unmöglichkeit, sich länger zu verstellen. In der Tat begann die Öffentlichkeit zu erkennen, wohin die Agitation zielte und dass die Anhänger des Emiral die Republik von Grund auf zerstören wollten.

Das Gerücht ging um, der Prinz würde bald in La Crique landen und auf einem grünen Pferd in Alca einziehen.

Diese Gerüchte begeisterten die Männer der Kirche, entzückten die verarmten Edelleute, gefielen den reichen jüdischen Damen und erfüllten die Herzen der kleinen Kaufleute mit Hoffnung. Aber nur wenige unter ihnen wollten diese Wohltaten zum Preis einer sozialen Katastrophe und des Zusammenbruchs der Wirtschaft erreichen, und noch weniger waren geneigt, dafür ihr Geld, ihre Behaglichkeit, ihre Freiheit oder auch nur eine Stunde ihrer Vergnügungen zu opfern. Auf der andern Seite waren die Arbeiter wie immer bereit, einen Arbeitstag der Republik zu geben; ein stiller Widerstand formierte sich in den Vorstädten.

„Das Volk ist mit uns!“, phantasierte der fromme Agaric.

Doch nach wie vor skandierten Männer, Frauen und Kinder beim Verlassen der Fabriken einhellig:

*„Nieder mit Chatillon!“*

Die Regierung bewies die Schwäche, Unentschlossenheit, Nachgiebigkeit und Sorglosigkeit aller Regierungen, solange bis ihnen nichts mehr übrig bleibt als Willkür und Gewalt. Kurz, sie wußte nichts, wollte nichts, vermochte nichts. Formose in seinem Präsidentenpalast blieb blind, stumm, taub, unsichtbar, massiv, in seinen Hochmut wie in ein Federkissen eingenäht.

Der Graf Olive riet einen letzten Spendenaufruf zu starten und einen Staatsstreich zu versuchen, solange sich Alca noch in Gärung befand.

Ein Exekutivkomitee, das sich selbst gewählt hatte, beschloss die Abgeordnetenkammer aufzulösen und suchte Mittel und Wege.

Die Sache wurde auf den 28. Juli terminiert. An diesem Tag erhob sich die Sonne strahlend über der Stadt. Vor dem Palais der gesetzgebenden Versammlung liefen Hausfrauen vorbei mit ihren Körben, Straßenhändler priesen ihre Pfirsiche, Birnen und Trauben an und Kutschpferde, die Nase im Futtersack, kauten ihren Hafer. Niemand erwartete etwas; nicht dass das Vorhaben geheim geblieben wäre, aber es hatte nirgends Glauben gefunden. Niemand glaubte an eine Revolution, woraus man hätte schließen können, dass niemand eine wollte. Gegen zwei Uhr betraten die ersten wenigen Abgeordneten unauffällig durch die kleine Tür das Palais. Um drei Uhr bildeten sich einige Gruppen von schlechtgekleideten Menschen. Um halb vier breiteten sich schwarze Massen, aus den Nebenstraßen kommend, auf dem Platz der Revolution aus. Der riesige Platz wurde bald überschwemmt von einem Ozean von weichen Hüten und die Menge der Demonstranten, unaufhörlich vermehrt durch Neugierige, flutete über die Brücke gegen die Mauern der gesetzgebenden Versammlung. Rufe, Schimpfen, Lieder stiegen zum heiteren Himmel. „Chatillon brauchen wir! Nieder mit den Abgeordneten! Nieder mit der Republik! Tod den Gleichmachern!“ Das heilige Bataillon der Dracophilen, geführt von dem Fürst von Boscenos, stimmte die erhabene Hymne an:

*Crucho im Thronesglanz  
Retter des Vaterlands  
Prinz voller Mut  
Aus edlem Blut.*

Hinter der Mauer antwortete nur das Schweigen.

Dieses Schweigen und die Abwesenheit der Wachen ermutigte und erschreckte die Menge zugleich. Plötzlich schrie eine schreckliche Stimme:

„Zum Sturm!“

Und man sah den Fürst von Boscenos auf der mit eisernen Lanzenspitzen und artischockenförmigen Verzierungen bewehrten Mauer seine riesenhafte Gestalt erheben. Hinter ihm rückten seine Gefährten vor und das Volk folgte. Die einen versuchten Löcher in die Mauer zu schlagen, die andern wollten die eisernen Spitzen und Artischocken abbrechen. An manchen Stellen hatten sie Erfolg. Einige Angreifer saßen schon rittlings auf dem Mauersims. Der Fürst von Boscenos schwenkte eine ungeheure grüne Fahne.

Plötzlich wich die Menge zurück, und ein langer Schreckensschrei ertönte. In einem Moment, als der Druck der Belagerung etwas nachgelassen hatte, kamen gleichzeitig aus allen Eingängen des Gebäudes Polizei- und Armeeeinheiten und formierten sich vor der Mauer. Nach einer langen Minute Schweigen hörte man Waffenklirren und die

## *Die Republik*

Polizei, die Bajonette aufgepflanzt, schoß auf die Menge. Einen Augenblick später lag ein düsteres Schweigen über dem verlassenen, mit Spazierstöcken und Hüten übersäten Platz. Zwei Mal noch versuchten die Dracophilen sich neu zu formieren, zwei Mal wurden sie zurückgeschlagen. Der Aufstand war besiegt.

Aber der Fürst von Boscenos auf der Mauer des feindlichen Palastes, die Fahne in der Hand, widerstand dem Angriff einer ganzen Brigade. Er schlug alle nieder, die sich ihm näherten. Schließlich stolperte er und fiel auf eine der eisernen Lanzen und blieb dort aufgespießt, noch die Fahne der Draconiden umklammernd.

Am Morgen danach beschlossen die Minister der Republik und die Mitglieder des Parlaments energische Maßnahmen. Dieses Mal versuchte Präsident Formose vergebens, die Verantwortung abzuwälzen. Die Regierung beriet darüber, Chatillon zu degradieren, seiner Ämter zu entheben und ihn als Verschwörer, Hochverräter, Feind des Allgemeinwohls und so weiter vor den Obersten Gerichtshof zu bringen.

Bei dieser Nachricht verheimlichten die alten Waffengefährten des Emiral, die ihn noch Tags zuvor mit ihrer Verehrung verfolgt hatten, nicht ihre Freude. Dennoch blieb Chatillon populär bei dem Bürgertum von Alca, und auf den Boulevards von Alca hörte man immer noch die Freiheitshymne erschallen: „Chatillon brauchen wir!“

Die Minister waren in Bedrängnis. Sie hatten die Absicht, Chatillon vor den Staatsgerichtshof zu stellen. Aber sie wußten nichts; sie waren so vollständig unwissend, wie es nur diejenigen sein können, die über Menschen regieren. Es war ihnen nicht möglich, gegen Chatillon Anklagen von einigem Gewicht zu finden. Sie stützten ihre Anklagen nur auf die lächerlichen Lügen ihrer Spione. Die Teilnahme Chatillons an der Verschwörung und seine Beziehungen zu Prinz Crucho blieben das Geheimnis von dreißigtausend Dracophilen. Die Minister und die Abgeordneten hatten Verdachtsmomente, ja sie waren sich sogar sicher, aber sie hatten keine Beweise. Der Staatsanwalt sagte zum Justizminister: „Es würde mir leichtfallen, ihnen als Staatsfeinden den Prozeß zu machen, aber ich habe nichts gegen sie in der Hand; es ist nicht genug.“ Die Sache ging nicht vorwärts. Die Feinde der Republik triumphierten schon.

Am Morgen des achtzehnten September ging in Alca die Nachricht um, dass Chatillon geflohen sei. Überall herrschten Aufregung und Überraschung. Man zweifelte, man konnte es nicht verstehen.

Was geschehen war:

Eines Tages, als er sich wie zufällig im Büro von Herrn Barbotan, Minister des Inneren,

befand, sagte der tapfere Subemiral Volcanmoule mit seinem gewohnten Freimut:

„Herr Barbotan, wie es scheint, wissen sich Ihre Kollegen nicht recht zu helfen; man sieht, dass sie nicht auf dem Meer kommandiert haben. Dieser Schwachkopf von Chatillon jagt ihnen eine Heidenangst ein.“

Als Zeichen des Widerspruchs zerschnitt Barbotan mit seinem Papiermesser die Luft seines Büros.

„Leugnen Sie nicht“, antwortete Volcanmoule. „Sie wissen nicht, wie Sie Chatillon los werden sollen. Sie wagen es nicht, ihn vor den Obersten Gerichtshof zu bringen, weil sie nicht sicher sind, genügend Anklagepunkte vorbringen zu können. Bigourd wird ihn verteidigen, und Bigourd ist ein geschickter Advokat.... Sie haben recht, Herr Barbotan, Sie haben recht. Dieser Prozess wäre gefährlich ...“

„Ach mein Freund“, sagte der Minister in einem gelassenen Ton. „Wenn Sie wüßten, wie ruhig wir sind ... Ich erhalte von meinen Präfekten die beruhigendsten Nachrichten. Der gesunde Menschenverstand der Pinguine wird die Intrigen eines meuternden Soldaten richtig beurteilen. Können Sie sich auch nur einen Moment vorstellen, dass ein großes Volk, ein intelligentes, arbeitsames, den freiheitlichen Institutionen verbundenes Volk, das ...“

Volcanmoule unterbrach ihn mit einem langen Seufzer:

„Ach, wenn ich die Muße dazu hätte, würde ich Ihnen aus der Patsche helfen. Ich würde für Sie meinen alten Chatillon wie eine Billardkugel aus dem Weg räumen. Im Nu hätte ich ihn nach Marsuinien befördert.“

Der Minister spitzte die Ohren.

„Es würde nicht lange dauern“, fuhr der Seemann fort. „Im Handumdrehen würde ich Sie von diesem Tier befreien ... Doch momentan habe ich andere Probleme. ... Ich habe mich übernommen. Ich brauche eine große Summe Geld. Es ist eine Frage der Ehre, zum Teufel!...“

Der Minister und der Subemiral betrachteten sich einen Augenblick lang schweigend. Dann sagte Barbotan mit Autorität:

„Subemiral Volcanmoule, befreien Sie uns von einem aufrührerischen Soldaten! Sie würden Pinguinen einen großen Dienst erweisen und der Innenminister wird Ihnen die Mittel zukommen lassen, um Ihre Spielschulden zu bezahlen.“

Am selben Abend noch begab sich Volcanmoule zu Chatillon und betrachtete ihn lange mit einem Ausdruck von Schmerz und Geheimnis.

„Warum machst du so ein Gesicht?“ fragte ihn der Emiral beunruhigt.

Da sagte Volcanmoule zu ihm mit männlicher Traurigkeit:

## Die Republik

„Mein alter Waffenbruder, alles ist entdeckt. Seit einer halben Stunde weiß die Regierung alles.“

Bei diesen Worten brach Chatillon zusammen.

Volcanmoule fuhr fort:

„Du kannst jeden Moment verhaftet werden. Ich rate dir abzuhausen.“ Und, auf seine Uhr sehend: „Du hast keine Minute zu verlieren.“

„Kann ich nicht einmal noch bei der Gräfin Olive vorbeigehen?“

„Das wäre eine Dummheit“, sagte Volcanmoule, reichte ihm einen Pass und eine Sonnenbrille und wünschte ihm Mut.

„Den werde ich haben“, sagte Chatillon.

„Lebe wohl, Bruder.“

„Lebe wohl und Danke! Du hast mir das Leben gerettet ...“

„Das bin ich dir schuldig.“

Eine Viertelstunde später hatte der tapfere Emiral die Stadt Alca verlassen.

Er schiffte sich nachts in La Crique auf einem Frachter ein und segelte nach Marsuinen. Aber acht Meilen vor der Küste wurde er von einem Schnellboot, das ohne Positionslampen fuhr, gefangengenommen und der Königin der Schwarzen Inseln vorgeführt, die seit langem eine schicksalhafte Liebe für Chatillon empfand . . .

## Schluß

*Nunc est bibendum.*

Von ihrer Furcht befreit und glücklich, einer so großen Gefahr entgangen zu sein, beschloss die Regierung mit Volksfesten den Jahrestag des pinguinischen Wiederaufstiegs und der Errichtung der Republik zu feiern.

Der Präsident Formose, die Minister, die Mitglieder der Kammer und des Senats waren bei der Zeremonie anwesend.

Der Oberbefehlshaber der pinguinischen Armeen kam in Paradeuniform. Man applaudierte ihm.

Hinter der schwarzen Fahne des Elends und der roten Fahne des Aufstands marschierten die Arbeiterdelegationen vorbei, wild und staatstragend.

Präsident, Minister, Abgeordnete, Beamte, die Chefs der Verwaltung und der Armee erneuerten in ihrem eigenen Namen und im Namen des souveränen Volkes den alten Eid frei zu leben oder zu sterben. Das war eine Alternative, in die sie sich entschlossen fügten. Doch natürlich zogen sie es vor frei zu **leben**. Es gab Spiele, Reden und Lieder.

Nachdem die Repräsentanten des Staates gegangen waren, zog die Menge der Bürger langsam und friedlich durch die Stadt mit dem Ruf: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit! Fort mit den Pfaffen!“

Die Zeitungen berichteten nur **ein** bedauernswertes Ereignis an diesem schönen Tag: Der Fürst von Boscenos rauchte ruhig eine Zigarre auf der Königinnenwiese, als dort der Zug des Staates vorbeifuhr. Der Fürst trat an den Wagen der Minister heran und rief laut: „Tod den Gleichmachern!“

Er wurde unverzüglich von den Polizeibeamten gefasst, denen er verzweifelten Widerstand leistete. Eine Menge davon schlug er zu seinen Füßen nieder, doch erlag er schließlich der Übermacht und wurde schließlich durch die fröhlich feiernden Straßen in irgendein dunkles Gefängnis geschleift, zerschunden, verkratzt und geschwollen, dass ihn seine eigene Ehefrau nicht mehr wiedererkannt hätte.

Die Behörden bereiteten sorgsam den Prozess von Chatillon vor. Man fand im Gebäude der Admiralität Briefe, die die Rolle des ehrwürdigen Vaters Agaric bei der Verschwörung offenbarten. Als bald wendete sich die öffentliche Meinung gegen die Kirche, und das Parlament beschloss nacheinander ein Dutzend Gesetze, die ihre Rechte, Immunitäten, Privilegien und Pfründe einschränkten, verringerten, begrenzten, entgrenzten, abschafften, aufteilten und wieder teilten, und ihnen allseitige und aufhebende Machtlosigkeit verliehen.

Standhaft ertrug der ehrwürdige Pater Agaric die Strenge der Gesetze, von denen er betroffen und geschlagen war, und den schrecklichen Fall des Emirals, dessen Hauptursache er gewesen war. Weit entfernt sich dem Unglück zu unterwerfen, betrachtete er es als zufällig und vorübergehend. Er schmiedete neue politische Pläne, noch kühner als zuvor.

Als seine Pläne genügend gereift waren, ging er eines Morgens wieder in den Karnickelwald. Eine Amsel sang in einem Baum, ein kleiner Igel überquerte gemächlich den Kiesweg. Agaric marschierte mit großen Schritten, zwischendurch unzusammenhängende Worte ausstoßend.

Vor dem Laboratorium angekommen, wo der fromme Industrielle so viele schöne Jahre lang den goldenen Sankt-Orberose-Likör gebraut hatte, fand er den Ort verlassen und das Tor verschlossen. Agaric ging die Gebäude entlang; vor dem letzten begegnete er dem ehrenwerten Cornemuse, der, die Soutane geschürzt, im Begriff war, auf eine Leiter zu steigen, die an der Wand lehnte.

„Seid Ihr es, lieber Freund?“, fragte er. „Was macht Ihr da?“

„Das seht Ihr doch“, antwortete der Geistliche aus dem Karnickelwald mit schwacher

## *Die Republik*

Stimme und warf einen schmerzlichen Blick auf Agaric. „Ich kehre nach Hause zurück.“ Seine roten Pupillen strahlten nicht mehr wie Rubine, sie waren dunkel und trüb. Sein Gesicht hatte seine glückliche Fülle verloren. Sein glatter Schädel erfreute nicht mehr das Auge; der Schweiß der Mühe und rote Flecken störten seine Vollkommenheit.

„Ich verstehe nicht“, sagte Agaric.

„Das ist doch leicht zu verstehen. Ihr seht hier die Folgen Eurer Verschwörung. Den meisten ihrer Gesetze konnte ich entgehen, doch einige haben mich getroffen. Diese rachsüchtigen Menschen haben mein Labor und mein Lager geschlossen, meine Flaschen und Destillationskolben beschlagnahmt, meine Tür versiegelt. Ich muß jetzt durch das Fenster hinein. Ich kann gerade mal von Zeit zu Zeit im Geheimen etwas destillieren mit Apparaten, die selbst der lumpigste Schnapsbrenner ablehnen würde.“

„Ihr leidet Verfolgung“, sagte Agaric. „Wie wir alle.“

Der Geistliche aus dem Karnickelwald wischte sich den Schweiß von der verzweifelten Stirn.

„Ich hatte es Euch wohl gesagt, Bruder Agaric; ich hatte es Euch wohl gesagt, dass Euer Unternehmen auf uns zurückfallen würde.“

„Unsere Niederlage ist nur zeitweilig“, antwortete Agaric lebhaft. „Sie hat einzigartige Ursachen; sie resultiert aus reinen Zufälligkeiten. Chatillon war ein Schwachkopf; er ist seiner eigenen Dummheit zum Opfer gefallen. Hört mir zu, Bruder Cornemuse! Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Wir müssen das Pinguinvolk befreien, von seinen Tyrannen erlösen, vor sich selbst retten, den Drachenkamm restaurieren, den alten Staat wiederherstellen, den guten Staat, zur Ehre der Religion und zur Hebung des katholischen Glaubens. Chatillon war ein schlechtes Werkzeug; er ist in unseren Händen zerbrochen. Nehmen wir, um ihn zu ersetzen, ein besseres Werkzeug. Ich habe den Mann, durch den die gottlose Demokratie zerstört werden wird. Es ist ein Zivilist: ein gewisser Gomoru. Die Pinguine schwärmen für ihn. Er hat seine Partei schon einmal für einen Teller Reis verraten. Das ist der Mann, den wir brauchen!“

Inzwischen war der geistliche Herr des Karnickelwalds in das Fenster hineingesprungen und hatte die Leiter hochgezogen.

„Ich sehe es voraus“, sagte er, die Nase zwischen den Fensterflügeln. „Ihr gebt keine Ruhe, bevor wir nicht alle bis auf den letzten Mann aus diesem schönen, heiteren und lieblichen Pinguinien vertrieben worden sind. Guten Abend, und Gott beschütze Euch!“

Agaric stand vor der Mauer und beschwor seinen lieben Bruder, ihn einen Moment anzuhören:

„Versteht besser Euer Interesse, Cornemuse! Pinguinien gehört uns. Was brauchen

## *Schluß*

wir, um es zu erobern? Eine Anstrengung noch, ein kleines finanzielles Opfer und ....“

Doch ohne weiter zuzuhören, zog der Geistliche aus dem Karnickelwald seine Nase zurück und schloß das Fenster.



# Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἡέρος νίας Ἀχαιῶν,  
ποίησον δ' αἰθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ιδέσθαι.  
ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεὶ νύ τοι εὐαδεν οὕτως.  
(Ilias, XVII, V. 645ff)

## General Greatauk, Herzog von Skull

Kurze Zeit nach der Flucht des Emiral trat ein ehrgeiziger Jude aus mittelmäßigen Verhältnissen namens Pyrot, der es den Aristokraten gleichtun und seinem Vaterland dienen wollte, in die Armee der Pinguine ein. Der Kriegsminister, damals ein gewisser Greatauk, Herzog von Skull, konnte ihn nicht leiden: Er warf ihm seinen Fleiß vor, seine krumme Nase, seine Eitelkeit, seinen Lerneifer, seine Schwulstlippen und sein vorbildliches dienstliches Verhalten. Jedes Mal, wenn man den Urheber einer Verfehlung suchte, sagte Greatauk:

„Da muß Pyrot dahinter stecken!“

Eines Morgens unterrichtete General Panther, Chef des Generalstabs, den Kriegsminister Greatauk über einen ernsten Vorfall. Achtzigtausend für die Kavallerie bestimmte Heubündel waren spurlos verschwunden.

Greatauk rief spontan:

„Das muß Pyrot gewesen sein, der sie gestohlen hat!“

Er dachte einige Zeit nach und sagte:

„Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, dass Pyrot diese achtzigtausend Heubündel gestohlen hat. Und soweit ich das erkenne, hat er sie entwendet, um sie zu niedrigem Preis den Meerschweinen zu verkaufen, unseren erbitterten Feinden. Welch schändlicher Verrat!“

„Das ist sicher“, antwortete Panther. „Es muß nur noch bewiesen werden.“

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

An diesem selben Tag hörte der Fürst von Boscenos, als er an einer Kavalleriekaserne vorbeiging, Kürassiere beim Fegen des Hofes singen:

*Wir packen Boscenos, das fette Schwein,  
Wir packen ihn am Kragen.  
Wir machen aus ihm Schweinebraten  
Und Würste groß und klein.  
Was wird das für ein Festmahl sein,  
Für armer Leute Magen.*

Es schien ihm jeder Diziplin zu widersprechen, dass Soldaten dieses zugleich gewöhnliche und revolutionäre Lied sangen, das in den Tagen des Aufruhrs aus den Kehlen respektloser Arbeiter erscholl. Bei dieser Gelegenheit beklagte er den moralischen Verfall der Armee und dachte mit einem bitteren Lächeln daran, dass sein alter Kamerad Greatauk als Oberbefehlshaber dieser heruntergekommenen Armee diese in schändlicher Weise den Machenschaften einer antipatriotischen Regierung auslieferte. Und er nahm sich vor, hier in kurzer Zeit Ordnung zu schaffen.

„Dieser Schurke von Greatauk“, sagt er zu sich, „wird nicht lange Minister bleiben.“

Der Fürst Adelestan von Boscenos war der unversöhnlichste Feind der modernen Demokratie, des freien Denkens und der Herrschaftsform, welche die Pinguine sich frei gegeben hatten. Er hegte einen kraftvollen und beständigen Haß gegen die Juden und arbeitete öffentlich und geheim, Tag und Nacht an der Restauration des Draconidenbluts. Sein glühender Royalismus steigerte sich noch durch die Betrachtung seiner privaten Angelegenheiten, deren schlechte Lage sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte; denn er glaubte erst mit dem Einzug des Erben Dracos des Großen in seine Stadt Alca seine Geldschwierigkeiten überwinden zu können.

Zurück in seinem Hotel entnahm der Fürst seinem Safe ein Bündel alter Briefe, sehr geheimer Privatkorrespondenz, die er von einem untreuen Angestellten erhalten hatte, und aus denen hervorging, dass sein alter Kamerad Greatauk, Herzog von Skull, bei Lieferungen mitgewirkt hatte und von einem Industriellen namens Maloury ein bescheidenes Schmiergeld erhalten hatte, und zwar so bescheiden, dass es für den Minister, der es genommen hatte, keine Entschuldigung geben konnte.

Der Fürst las diese Briefe noch einmal mit bitterer Lust, legte sie sorgfältig in den Safe zurück und begab sich zum Kriegsminister. Er war von entschlossenem Charakter. Als man ihm sagte, dass der Minister nicht empfangen werde, stieß er die Pförtner beiseite, schlug die Wachen nieder, verteilte Fußtritte an die zivilen und militärischen Angestellten, trat ein paar Türen ein und drang in das Arbeitszimmer des erstaunten Greatauk vor.

„Reden wir mal kurz und klar miteinander“, sagte er zu ihm. „Du bist ein alter Gauner. Aber das ist noch nicht alles. Ich habe dich gebeten, dem General Monchin, der verdammten Seele dieser Gleichmacher, was auf die Ohren zu geben — du hast nicht gewollt. Ich habe dich gebeten, dem General von Clapiers, der für die Draconiden arbeitet und mir persönlich verpflichtet ist, ein Kommando zu geben — du hast nicht gewollt. Ich habe dich gebeten, den General Tandem zu versetzen, der in Port-Alca kommandiert, der mir fünfzig Louis gestohlen und mir Handschellen angelegt hat, als ich als Komplize des Emiral Chatillon vor dem Staatsgerichtshof erscheinen mußte — du hast nicht gewollt. Ich habe dich um eine Lieferung Hafer und Kleie gebeten — du hast nicht gewollt. Ich habe dich um eine geheime Mission nach Marsuinien gebeten — du hast nicht gewollt.“

Und nicht zufrieden damit, mir einen beharrlichen Widerstand entgegen zu setzen, hast du mich deinen Kollegen von der Regierung als gefährliches Individuum, das man beobachten muß, denunziert, und *dir* verdanke ich es, dass ich von der Polizei gesucht werde, alter Verräter!

Ich bitte dich um nichts mehr und habe nur noch ein einziges Wort an dich zu richten: Verschwinde, wir haben genug von dir!

Übrigens, um dich zu ersetzen werden wir dieser dreckigen Republik einen der Unseren aufzwingen. Du weißt, dass ich Wort halte.

Wenn du nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden deine Demission eingereicht hast, veröffentliche ich in den Zeitungen die Akte Maloury.“

Doch Greatauk sagte ruhig und ungerührt:

„Reg dich ab, du Idiot. Ich bin dabei, einen Juden ins Zuchthaus zu bringen. Ich überliefere Pyrot der Justiz unter der Beschuldigung, achtzigtausend Heubündel gestohlen zu haben.“

Der Fürst von Boscenos, von dem die Wut abfiel wie ein Schleier, lächelte.

„Stimmt das?“

„Du wirst es sehen.“

„Ich gratuliere, Greatauk. Aber weil man dir nicht trauen kann, veröffentliche ich unverzüglich die gute Nachricht. Heute abend wird man in allen Zeitungen von Alca von der Verhaftung Pyrots lesen....“

Und er murmelte beim Weggehen:

„Dieser Pyrot! Ich wußte, dass es schlecht ausgehen würde.“

Kurze Zeit darauf erschien der General Panther vor Greatauk.

„Herr Minister, ich habe soeben die Affäre der achtzigtausend Heubündel untersucht. Wir haben keine Beweise gegen Pyrot.“

„Man muß welche finden“, antwortete Greatauk, „Die Justiz fordert es. Lassen Sie Pyrot unverzüglich verhaften.“

## **Pyrot**

Ganz Pinguinien erfuhr mit Schrecken das Verbrechen von Pyrot. Man zweifelte nicht daran, dass dieser die achtzigtausend Heubündel gestohlen hatte, denn die Tatsache, dass man nichts über die Affäre wußte, erlaubte keinen Zweifel. Zum Zweifeln braucht man Gründe, glauben kann man ohne Grund. Man zweifelte nicht, weil die Sache überall wiederholt wurde und in der öffentlichen Meinung etwas als bewiesen gilt, wenn es wiederholt wird. Man zweifelte nicht, weil man wünschte, dass Pyrot schuldig sei, und weil man glaubt, was man sich wünscht. Pyrot war Jude, aber keiner von den reichen Finanzleuten, auf deren Kredit man angewiesen war und deren Einfluß man fürchtete. Er war nur ein kleiner Jude; in ihm konnte man sich an den großen Juden rächen, die nach allgemeiner Überzeugung viel zu mächtig geworden waren.

Die Fähigkeit zu zweifeln besitzen nur wenige, denn sie setzt Intelligenz und Bildung voraus. Solche Zweifler sind zynisch und voller Bosheit; sie machen die staatliche Ordnung schlecht, schüren Unzufriedenheit und zerstören die Religion. Doch die Masse der Pinguine kannte keinen Zweifel, sie glaubte an die Schuld von Pyrot, und dieser Glaube wurde alsbald einer der Hauptartikel ihrer nationalen Überzeugungen und eine der Grundwahrheiten ihres patriotischen Glaubensbekenntnisses.

Pyrot wurde vor ein geheimes Gericht gestellt und verurteilt.

General Panther informierte alsbald den Kriegsminister über den Ausgang des Prozesses.

„Zum Glück“, sagte er, „waren sich die Richter sicher, denn es gab keine Beweise.“

„Beweise“, murmelte Greatauk, „Beweise, was beweist das? Es gibt nur einen sicheren, unerschütterlichen Beweis: Das Geständnis des Schuldigen. Hat Pyrot gestanden?“

„Nein, Herr General.“

„Er wird gestehen: er **muss** es. Panther, wir müssen ihn dazu bringen. Sagen Sie ihm, dass es in seinem Interesse ist. Versprechen Sie ihm, wenn er gesteht, Vergünstigungen, einen Strafnachlass, Begnadigung. Versprechen Sie ihm, dass man ihn für unschuldig befinden wird, falls er gesteht; man wird ihn auszeichnen. Appellieren Sie an seine gute Einstellung. Er soll gestehen, aus Patriotismus, aus Respekt vor seinen Vorgesetzten und der Fahne, auf besonderen militärischen Befehl des Kriegsministers... Doch sagen Sie mal Panther, hat er nicht schon gestanden? Es gibt schweigende Geständnisse. Das Schweigen ist ein Geständnis.“

„Aber, Herr General, er schweigt nicht; er schreit unentwegt, dass er unschuldig ist.“

„Panther, das Geständnis eines Schuldigen liegt manchmal in der Heftigkeit seines Leugnens. Verzweifelt leugnen heißt gestehen. Pyrot hat gestanden, wir können es bezeugen, die Gerechtigkeit erfordert es.“

Es gab in Westpinguinien einen Seehafen namens La Crique aus drei kleinen Buchten, die früher von großen Seeschiffen angelaufen wurden, jetzt jedoch versandet und verlassen lagen. Sumpfige Lagunen erstreckten sich entlang der Küste, strömten einen Pesthauch aus und das Fieber brütete über dem stehenden Wasser. Dort erhob sich am Ufer des Meeres ein viereckiger Turm wie der alte Campanile zu Venedig, an dessen Seite, in der Nähe des Dachfirsts am Ende einer Kette an einem Pfeiler in der freien Luft ein Käfig hing, in den zur Zeit der Draconiden die Inquisitoren von Alca häretische Geistliche gesteckt hatten. In diesen seit dreihundert Jahren leeren Käfig wurde Pyrot eingesperrt, bewacht von sechzig Schergen, die in dem Turm wohnten, ihn Tag und Nacht nie aus den Augen verloren und auf Geständnisse lauerten, um dem Kriegsminister sogleich darüber Bericht zu erstatten, denn gewissenhaft und vorsichtig, wie er war, wollte Greatauk Geständnisse und nochmals Geständnisse. Denn Greatauk, der allgemein als Dummkopf galt, war in Wirklichkeit weise und von seltener Umsicht.

Dennoch schrieb Pyrot, von der Sonne verbrannt, von den Fliegen aufgefressen, durchnässt von Regen, Hagel und Schnee, steif vor Kälte und sturmgeschüttelt, begleitet vom finsternen Krächzen der Raben auf seinem Käfig seine Unschuld mit einem blutgetränkten Zahnstocher auf Teile seines Hemdes. Die Fetzen gingen im Meer verloren oder fielen in die Hände seiner Kerkermeister. Einige gelangten dennoch in die Öffentlichkeit. Doch der Protest Pyrots berührte niemand, denn man hatte sein Geständnis veröffentlicht.

## **Der Graf von Maubec de la Dentdulynx**

Um die Wahrheit zu sagen: Die kleinen Juden waren nicht besser als die Pinguine. Aber sie hielten zusammen. Brüder, Halbbrüder, Onkels, Großonkels, Neffen und Großneffen, alle Verwandten Pyrots mütterlicher- und väterlicherseits, siebenhundert an der Zahl beschlossen, unermüdlich, um jeden Preis und keine Strapaze noch Gefahr scheuend, die Unschuld Pyrots zu beweisen, an der sie nicht zweifelten. Und wie hätten sie daran zweifeln sollen? Die Unschuld Pyrots war ihnen so klar wie sein Verbrechen dem

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

christlichen Pinguinien klar war, denn ihre Undurchsichtigkeit verlieh der Affäre etwas Mystisches und versah sie mit der Autorität eines religiösen Dogmas.

Die siebenhundert Pyrots machten sich mit ebensoviel Vorsicht wie Eifer ans Werk und führten insgeheim gründliche Nachforschungen durch. Sie waren überall, doch man sah sie nirgends. Sie drangen in die Büros des Kriegsministeriums ein, traten unter falschen Namen an die Richter, Justizbeamten und Zeugen der Affäre heran. Hier bewährte sich die Weisheit von Greatauk: die Zeugen wußten nichts, die Richter wußten nichts, die Justizbeamten wußten nichts. Abgesandte gelangten bis zu Pyrot und befragten ihn besorgt in seinem Käfig bei dem Rauschen des Meeres und dem heiseren Krächzen der Raben. Es war vergebens: Der Verurteilte wußte nichts. Die siebenhundert Pyrots konnten die Beweise der Anklage nicht zerstören, weil sie sie nicht kennen konnten, und sie konnten sie nicht kennen, weil es keine gab. Pyrots Schuld war unwiderlegbar gerade durch ihre Nichtexistenz. Und mit einem berechtigten Stolz sagte Greatauk, ein echter Künstler, eines Tages zu General Panther:

„Dieser Prozess ist ein Meisterwerk wie Gottes Schöpfung: er ist aus dem Nichts entstanden.“

Die siebenhundert Pyrots verzweifelten schon daran, diese dunkle Affäre jemals aufzuklären, als sie plötzlich durch einen gestohlenen Brief entdeckten, dass die achtzigtausend Bündel Heu niemals existiert hatten, dass einer der vornehmsten Adligen, der Graf von Maubec, sie dem Staat verkauft und den Preis dafür erhalten, aber sie niemals geliefert hatte. Denn obwohl aus einer der reichsten Grundbesitzerfamilien des alten Pinguinien stammend und Erbe des Geschlechts derer von Maubec de la Dentdulynx, die einst Besitzer von vier Herzogtümern, sechzig Grafschaften, sechshundertzwölf Markgrafschaften, Baronien und Herrschaften gewesen waren, besaß er nicht einmal ein Stück Land so groß wie seine Hand und wäre nicht imstande gewesen, auch nur eine Sichel Heu oder Getreide von seinen Gütern zu schneiden. Und es wäre ihm absolut unmöglich gewesen, von irgendeinem Grundbesitzer oder Kaufmann auch nur einen Strohalm geliefert zu bekommen, denn außer den Staatsministern und den Beamten der Republik wusste alle Welt, dass es leichter war aus einem Kieselstein Öl zu pressen als aus Maubec einen Centime.

Nachdem die siebenhundert Pyrots eine genaue Untersuchung über die Finanzquellen des Grafen von Maubec de la Dentdulynx durchgeführt hatten, stellten sie fest, dass dieser Edelmann seine Haupteinnahmequellen aus einem Haus bezog, wo großzügige Damen jedem beliebigen ihre Gunst schenkten. Sie bezeichneten ihn öffentlich als Schuldigen des Diebstahls der achtzigtausend Heubündel, für den ein Unschuldiger verurteilt und in den Käfig gesteckt worden war.

Maubec stammte aus einer erlesenen, mit den Draconiden verwandten Familie. Es gibt nichts, was Demokratien mehr schätzen als Geburtsadel.

Maubec hatte in der pinguinischen Armee gedient, und die Pinguine, soweit sie gedient hatten, liebten ihre Armee abgöttisch.

Maubec hatte auf den Schlachtfeldern das Kreuz erhalten, das bei den Pinguinen das Zeichen der Ehre ist und das sie selbst dem Bett ihrer Frauen vorziehen.

Ganz Pinguinien erklärte sich für Maubec, und die Volksstimme, die sich zu empören begann, verlangte strenge Strafen für die verleumderischen siebenhundert Pyrots.

Maubec war ein Edelmann: er forderte die siebenhundert Pyrots zum Duell auf Schwert, Säbel, Pistole, Stock.

„Ihr Saujuden“, schrieb er ihnen in einem berühmten offenen Brief, „Ihr habt meinen Gott gekreuzigt, und ihr wollt meine Haut; ich teile euch mit, dass ich nicht so ein Schlappschwanz bin wie er und dass ich euch eure vierzehnhundert Ohren abschneiden werde. Ich grüße euch mit einem Fußtritt in eure siebenhundert Hintern.“

Regierungschef war damals ein gewisser Robin Mielleux, ein Mann, der mild gegenüber den Reichen und Mächtigen und hart gegen die Armen war, ein Mann von geringem Mut, der nur sein eigenes Interesse kannte. Mit einer öffentlichen Erklärung bürgte er für die Unschuld und Ehre von Maubec und brachte die siebenhundert Pyrots vor die Strafgerichte, die sie als Verleumder zu Freiheitsstrafen, zu enormen Geldbußen und zu Schadensersatz nach den Vorstellungen des unschuldigen Opfers verurteilten. Es schien so, als müsste Pyrot für immer von den Raben umkrächzt in seinem Käfig bleiben.

Weil aber *alle* Pinguine wissen und beweisen wollten, dass der Jude schuldig war, waren die Beweise, die man gab, nicht alle gut und es gab Widersprüche: Die Offiziere des Generalstabs zeigten mehr Eifer als Vorsicht. Während Greatauk ein bewundernswertes Schweigen bewahrte, erging sich General Panther in endlosen Reden und bewies jeden Morgen in den Zeitungen die Schuld des Verurteilten. Wenn sie *offenkundig* war, hätte er vielleicht besser getan, davon nicht zu reden, denn was offenkundig ist, bedarf keines Beweises. So viele Überlegungen verwirrten die Geister. Der Glaube, obwohl immer noch lebendig, wurde weniger zuversichtlich. Je mehr Beweise man der Menge vorlegte, desto mehr verlangte sie.

Dennoch wäre die Gefahr *zuviel* zu beweisen nicht groß gewesen, wenn es nicht in Pinguinien, wie anderswo auch, Geister gegeben hätte, die in kritischem Denken geschult und fähig waren eine schwierige Frage zu untersuchen und die zum methodischen Zweifeln neigten. Es waren wenige; nicht alle konnten oder wollten sprechen; die Öffentlichkeit war keineswegs bereit sie anzuhören. Dennoch sollten sie nicht nur auf taube Ohren stoßen.

## **Colomban**

Einige Wochen nach der Verurteilung der siebenhundert Pyrots verließ eines Morgens ein kleiner, kurzsichtiger, mürrischer, vollbärtiger Mann sein Haus, versehen mit einem Topf Leim, einer Leiter und einem Paket mit Plakaten und klebte überall an der Straße Plakate, auf denen in großen Lettern zu lesen war: „Pyrot ist unschuldig, Maubec ist schuldig.“ Plakate kleben war nicht sein Beruf; er hieß Colomban, war Autor von einhundertsechzig Bänden pinguinischer Soziologie und einer der fleißigsten und meistgeachteten Schriftsteller von Alca. Nachdem er genügend darüber nachgedacht hatte und nicht mehr an der Unschuld Pyrots zweifelte, veröffentlichte er seine Meinung auf die Art und Weise, die er für die überzeugendste hielt. Er klebte ohne Zwischenfall ein paar Plakate in wenig belebten Straßen, aber als er in die volkreichen Viertel kam, warfen ihm die unter ihm versammelten Neugierigen jedes Mal, wenn er auf seine Leiter stieg, stumm vor Überraschung und Verärgerung drohende Blicke zu, die er mit der Ruhe ertrug, die einem der Mut und die Kurzsichtigkeit verleihen. Während die Hausmeister und Ladenbesitzer auf seinen Fersen seine Plakate wieder abrissen, ging er weiter, sein Zeug schleppend, hinter ihm kleine Jungen, die, den Korb unter dem Arm und den Ranzen auf dem Rücken, es gar nicht eilig hatten, zur Schule zu kommen. Und er plakatierte eifrig. Der stummen Verärgerung folgten nun Proteste und Murren.

Doch Colomban ließ sich nicht dazu herab auf die Menge zu sehen oder zu hören. Als er am Anfang der Sankt-Orberose-Straße eines seiner Vierecke aus Papier anbrachte mit der Druckschrift „Pyrot ist unschuldig, Maubec ist schuldig“, zeigte die zusammengerottete Menschenmenge äußerste Wut. „Verräter, Dieb, Schurke, dreckiges Pack!“ rief man ihm zu; eine Hausfrau öffnete das Fenster und schüttete ihm eine Tüte mit Abfällen über den Kopf, ein Kutscher schlug ihm mit einem Peitschenhieb den Hut herunter, dass er unter dem Beifall der Menge auf die andere Straßenseite flog; ein Metzgerjunge stieß ihn von der Leiter, so dass er samt Pinsel, Leimtopf und seinen Plakaten in den Rinnstein fiel, und Stolz erfüllte die Pinguine ob der Größe ihres Vaterlandes.

Colomban erhob sich, mit bunt leuchtenden Abfällen übersät und mit Verletzungen am Ellenbogen und am Fuß, doch ruhig und entschlossen.

„Gemeines Volk!“, murmelte er schulterzuckend. Dann machte er sich auf allen Vieren im Rinnstein auf die Suche nach seinem Kneifer, den er bei seinem Sturz verloren hatte. Man konnte sehen, dass sein Frack von oben bis unten aufgerissen war und seine Hose vor der Auflösung stand. Bei diesem Anblick wuchs noch die Feindseligkeit der Menge.

Auf der anderen Seite der Straße lag der große Feinkostladen Sankt-Orberose. Pa-

trioten griffen sich von der Auslage alles was ihnen in die Hände fiel und warfen damit nach Colomban: Orangen, Zitronen, Marmeladentöpfe, Schokoladentafeln, Likörfaschen, Sardinenbüchsen, Gänseleberpastete, Schinken, Geflügel, Ölfäschchen und Säcke mit Bohnen. Mit Resten von Nahrungsmitteln bedeckt, zerschlagen und zerrissen ergiff er hinkend und blind die Flucht, verfolgt von Ladengehilfen, Bäckerjungen, Herumtreibern, Kleinbürgern und Raufbolden, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs und die brüllten: „Schmeißt ihn ins Wasser! Tötet den Verräter! Schmeißt ihn ins Wasser!“ Dieser Sturzbach menschlicher Gemeinheit wälzte sich durch die Boulevards und ergoß sich schließlich in die Sankt-Maël-Straße. Die Polizei tat ihre Pflicht: aus allen Nebenstraßen strömten Polizisten, die, linke Hand am Säbelknauf, sich im Laufschrift an die Spitze der Verfolger setzten. Sie streckten schon gewaltige Hände nach Colomban aus, da entkam er ihnen plötzlich, weil er in einen offenen Gully fiel.

Dort saß er die ganze Nacht im Dunkeln an den schlammigen Abwässern zwischen feuchten und fetten Ratten. Er dachte an seine Aufgabe, und sein weites Herz wurde von Mut und Mitleid erfüllt. Und als die Morgendämmerung einen fahlen Lichtschein in sein Schlupfloch schickte, erhob er sich und sagte zu sich selbst:

„Ich merke, dass der Kampf hart werden wird.“

Unverzüglich verfasste er eine Denkschrift, wo er klar darlegte, dass Pyrot dem Kriegsministerium keine achtzigtausend Heubündel hatte stehlen können, die dort niemals vorhanden gewesen waren, weil Maubec sie niemals geliefert, obwohl er den Preis dafür eingesteckt hatte. Colomban ließ dieses Pamphlet in den Straßen von Alca verteilen. Das Volk weigerte sich es zu lesen und zerriss es mit Wut. Die Ladenbesitzer zeigten den Verteilern die Faust, die das Feld räumten um nicht den Besen von Hausfrauen-Furien ins Kreuz zu kriegen. Die Köpfe erhitzen sich, und dieses Fieber hielt den ganzen Tag über an. Am Abend liefen wilde und zerlumppte Männer durch die Straßen und brüllten: „Tod dem Colomban!“ Patrioten entrissen den Verteilern ganze Pakete der Denkschrift, die sie auf den öffentlichen Plätzen verbrannten und tanzten um diese Freudenfeuer herum mit Mädchen, deren Röcke bis zum Bauch geschürzt waren.

Die wildesten Heißsporne darunter machten sich auf, in dem Haus, wo Colomban vierzig Jahre lang in tiefem Frieden gearbeitet und gelebt hatte, die Fensterscheiben einzuschlagen.

Die Kammern des Parlaments wurden unruhig und fragten den Regierungschef, welche Maßnahmen er zu ergreifen gedächte, um den verabscheuungswürdigen Anschlägen Colombans auf die Ehre der nationalen Armee und die Sicherheit Pinguiniens zu begegnen.

Robin Mielleux brandmarkte die gottlose Kühnheit Colombans und gab unter dem

Beifall der Gesetzgeber bekannt, dass dieser Mann vor die Gerichte gebracht werden würde, um sich dort für sein schändliches Pamphlet zu verantworten.

Der Kriegsminister, an das Rednerpult gerufen, erschien dort völlig verwandelt. Er glich nicht mehr wie sonst einer heiligen Gans der pinguinischen Festungen, jetzt erschien er mit gerecktem Hals und scharfem Schnabel wie die Verkörperung des Geiers, der den Feinden des Vaterlandes die Leber aushackt.

In dem erhabenen Schweigen der Versammlung sprach er nur diese Worte:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich wiederhole: mein Ehrenwort, dass Pyrot ein Schurke ist.“

Dieses Wort von Greatauk verbreitete sich in ganz Pinguinien und beruhigte das Gewissen der Öffentlichkeit.

## **Agarics großer Plan**

Colomban ertrug mit Überraschung und Sanftmut die Last der allgemeinen Mißbilligung. Er konnte sein Haus nicht mehr verlassen ohne gesteinigt zu werden — so verließ er es eben nicht mehr. Er schrieb in seinem Arbeitszimmer mit großartiger Beharrlichkeit neue Denkschriften zugunsten des unschuldig im Käfig sitzenden. Dennoch wurden von den wenigen Lesern, die er fand, ein paar, ein Dutzend, von seinen Gründen überzeugt und begannen an der Schuld von Pyrot zu zweifeln. Sie teilten dies ihrer nächsten Umgebung mit und bemühten sich das Licht, das ihnen aufgegangen war, zu verbreiten. Einer von ihnen war ein Freund von Robin Mielleux, dem er seine Zweifel anvertraute, worauf dieser sich fortan weigerte, ihn zu empfangen. Ein anderer forderte in einem offenen Brief Erklärungen vom Kriegsminister, ein dritter veröffentlichte ein schreckliches Pamphlet: dieser, Kerdanic, war der gefürchtetste aller Polemiker.

Die Öffentlichkeit war starr vor Staunen. Man sagte, dass diese Verteidiger des Verräters im Solde der großen Juden standen, man brandmarkte sie als Pyrotisten, und die Patrioten schworen sie auszurotten. Es gab nur tausend oder zwölfhundert Pyrotisten in der riesigen Republik, doch man glaubte sie überall zu sehen. Man fürchtete sie auf den Promenaden zu finden, in den Versammlungen, bei Treffen, in den vornehmen Salons, am Familientisch, im Ehebett. Die eine Hälfte der Bevölkerung verdächtigte die andere. Zwietracht steckte Alca in Brand.

Pater Agaric, der immer noch jene große Schule für vornehme Jungen leitete, verfolgte die Ereignisse mit besorgter Aufmerksamkeit. Das Unglück der pinguinischen

Kirche hatte ihn nicht niedergeschmettert, er blieb Prinz Crucho treu und bewahrte die Hoffnung, den Erben der Draconiden eines Tages wieder auf den Thron Pinguiniens zurückzuführen. Er hatte den Eindruck, dass die im Land vor sich gehenden Ereignisse, die Geistesverfassung, deren Wirkung und Ursache sie zugleich waren und die sich daraus notwendigerweise ergebenden Unruhen, wenn sie von der tiefen Weisheit eines Geistlichen geführt, gelenkt und in die richtigen Bahnen geleitet würden, die Republik erschüttern und die Pinguine dazu bringen könnten, Prinz Crucho zurückzurufen, dessen Frömmigkeit den Glaubenstreuen Trost versprach. Mit seinem riesigen schwarzen Hut auf dem Kopf, dessen Ränder den Flügeln der Nacht glichen, machte er sich auf den Weg durch den Karnickelwald zu der Fabrik, wo sein ehrenwerter Freund, der Pater Cornemuse, den Sankt-Orberose-Gesundheitslikör destillierte. Das Unternehmen des guten Mönchs, das zur Zeit des Emiral Chatillon so grausam getroffen worden war, erstand neu aus den Ruinen. Man hörte Güterzüge durch den Wald rollen und man sah in den Werkshallen hunderte blauegekleidete arme Teufel Flaschen abfüllen und Kisten zunageln.

Agaric fand den ehrwürdigen Cornemuse vor seinen Öfen inmitten von Retorten. Die raschen Pupillen des Alten hatten ihren Rubinglanz wiedergefunden, sein polierter Schädel sah wieder gütig und vornehm aus.

Agaric beglückwünschte den frommen Schnapsbrenner zum Wiederaufschwung in seinen Laboratorien und Werkstätten.

„Die Geschäfte laufen wieder. Dank sei Gott!“ antwortete der Alte aus dem Karnickelwald. „Sie gingen ja leider sehr schlecht, Bruder Agaric. Ihr habt die verzweifelte Lage dieser Einrichtung gesehen, mehr sage ich dazu nicht.“

Agaric wand den Kopf ab.

„Der Sankt-Orberose-Likör“, fuhr Cornemuse fort, „triumphiert wieder. Mein Gewerbe bleibt deshalb nicht weniger unsicher und heikel. Die Gesetze des Verderbens und der Verzweiflung, die es getroffen haben, sind nicht abgeschafft, sie sind nur ausgesetzt...“

Und der Geistliche aus dem Karnickelwald hob seine Rubinpupillen zum Himmel.

Agaric legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Was für ein Schauspiel, Cornemuse, bietet uns das unglückliche Pinguinien!“

Überall Ungehorsam, Unabhängigkeit, Freiheit! Wir sehen die Hochmütigen sich erheben, die Stolzen, die Männer der Revolte. Nachdem sie den göttlichen Gesetzen getrotzt haben, erheben sie sich gegen die menschlichen Gesetze. So wird die Wahrheit offenbar, dass man ein guter Christ sein muß, um ein guter Staatsbürger zu sein.

Colomban versucht Satan nachzuahmen. Zahlreiche Verbrecher folgen seinem verderblichen Beispiel. Sie wollen in ihrer Wut alle Zügel sprengen, jedes Joch zerbrechen, sich von den heiligsten Bindungen befreien, den heilsamsten Zwängen entkommen. Sie schlagen ihr Vaterland, damit es ihnen gehorcht. Doch sie werden erliegen unter der Aufmerksamkeit, dem Tadel, der Verärgerung, der Wut, dem Abscheu und der Verachtung der Öffentlichkeit. Hier ist der Abgrund, wohin der Atheismus, der freie Gedanke und das freie Urteil, die ungeheure Anmaßung selbst zu urteilen und eine eigene Meinung zu haben, sie geführt hat.“

„Ohne Zweifel, ganz ohne Zweifel“, antwortete Vater Cornemuse kopfschüttelnd. „Doch ich gestehe, dass die Sorge um die Destillation meiner Produkte mich von der Politik abgebracht hat. Ich weiß nur, dass man viel von einem gewissen Pyrot spricht. Die einen bestehen darauf, dass er schuldig ist, die andern behaupten, er sei unschuldig, und ich begreife nicht so recht die Motive, welche die einen wie die andern dazu bringen, sich mit einer Sache zu beschäftigen, die sie nichts angeht.“

Der fromme Agaric fragte lebhaft:

„Ihr zweifelt doch nicht an dem Verbrechen Pyrots?“

„Ich kann nicht daran zweifeln, teuerster Agaric“, antwortete der Geistliche aus dem Karnickelwald, „Das wäre gegen die Gesetze meines Landes, die man respektieren muß, solange sie nicht den göttlichen Gesetzen widersprechen. Pyrot ist schuldig, weil er verurteilt ist. Mehr für oder gegen seine Schuld zu sagen hieße die Autorität des Richters durch meine zu ersetzen, und ich werde mich wohl hüten, das zu tun.“

Es ist sowieso nutzlos, weil Pyrot verurteilt ist. Wenn er nicht verurteilt ist, weil er schuldig ist, so ist er schuldig, weil er verurteilt ist — das läuft auf dasselbe hinaus. Ich glaube an seine Schuld, wie es jeder gute Bürger tun muß, und solange wie die bestehende Justiz mir befehlen wird, es zu glauben, denn es steht dem Richter, nicht jedoch einem Privatmann zu, einen Verurteilten für unschuldig zu erklären. Die Gerechtigkeit der Menschen muß respektiert werden bis in ihre Irrtümer, die ihrem fehlbaren und unvollkommenen Wesen entspringen. Diese Irrtümer sind niemals irreparabel; wenn die Richter sie nicht auf der Erde wiedergutmachen, wird sie Gott im Himmel wieder gut machen. Im Übrigen habe ich großes Vertrauen in diesen General Greatauk, der mir intelligenter scheint als alle die ihn angreifen, auch wenn er nicht so aussieht.“

„Mein lieber Cornemuse“, rief der fromme Agaric, „die Affäre Pyrot, wenn wir sie mit Gottes Hilfe vorantreiben und richtig lenken, wird uns von größtem Nutzen sein. Sie wird die Laster der antichristlichen Republik enthüllen und die Pinguine veranlassen, den Thron der Draconiden und die Vorrechte der Kirche wiederherzustellen. Doch dazu muß das Volk seine Priester in der ersten Reihe seiner Verteidiger sehen. Marschieren

wir gegen die Feinde der Armee, gegen die Beleidiger der Helden und alle werden uns folgen!“

„Alle, das sind zuviele.“ murmelte der Geistliche aus dem Karnickelwald kopfschüttelnd. „Ich sehe, dass die Pinguine sich streiten wollen. Wenn wir uns in ihren Streit einmischen, werden sie sich auf unsere Kosten versöhnen und wir werden die Kriegslasten bezahlen müssen. Darum, glaubt mir bitte, teuerster Agaric, verwickelt nicht die Kirche in dieses Abenteuer!“

„Ihr kennt meine Energie; meine Vorsicht werdet Ihr noch kennenlernen. Ich werde niemand kompromittieren. Doch, lieber Cornemuse, ich möchte von Euch nur die notwendigen Mittel für unsere Kampagne.“

Lange weigerte sich Cornemuse, für ein Unternehmen zu zahlen, das er für verhängnisvoll hielt. Agaric wurde immer pathetischer und schrecklicher. Schließlich gab Cornemuse den Bitten und Drohungen nach und begab sich schleppend, mit gesenktem Haupt, in seine karge Zelle, wo alles von der Armut des Evangeliums zeugte. In der gekalkten Wand war unter einem geweihten Buchsbaumzweig ein Safe eingelassen. Er öffnete ihn seufzend und entnahm ein kleines Bündel Wertpapiere, die er mit unentschlossenem Arm und zögernder Hand dem frommen Agaric reichte.

„Zweifelt nicht, bester Cornemuse“, sagte dieser, indem er die Papiere in der Tasche seines Priesterrocks verschwinden ließ, „diese Affäre Pyrot ist uns von Gott geschickt worden zum Ruhme und zur Erhebung der Kirche Pinguiniens.“

„Oh wenn Ihr doch recht hättet!“ seufzte der Geistliche aus dem Karnickelwald.

Und als er wieder alleine in seinem Laboratorium war betrachtete er aus seinen zarten Augen mit unsagbarer Traurigkeit seine Destillieröfen und Retorten.

## **Die siebenhundert Pyrots**

Die siebenhundert Pyrots erregten in der Öffentlichkeit einen wachsenden Abscheu. Jeden Tag schlug man zwei oder drei davon auf den Straßen von Alca zusammen; einem wurde öffentlich der Hintern versohlt, ein anderer wurde in den Fluß geworfen, ein dritter geteert und gefedert und inmitten einer tobenden Menge durch die Hauptstraßen geführt, einem vierten schnitt ein Dragonerhauptmann die Nase ab. Sie wagten es nicht mehr sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, beim Tennis oder Pferderennen; sie verkleideten sich um zur Börse zu gehen.

Unter diesen Umständen erschien es dem Fürsten Boscenos dringend erforderlich, ihre Kühnheit zu zügeln und ihre jüdische Frechheit zu bestrafen. Zu diesem Zweck traf er sich mit dem Grafen Clena, dem Herrn de la Trumelle, dem Freiherrn von

Olive und dem Advokaten Bigourd und gründete mit diesen die Große Antipyrotistische Vereinigung, der die Bürger zu Hunderttausenden, die Soldaten in Kompanien, Regimentern, Brigaden, Divisionen und Armeekorps sowie ganze Städte, Bezirke und Provinzen beitraten.

Ungefähr zu dieser Zeit bemerkte der Kriegsminister, als er sich zu seinem Generalstabschef begab, mit Erstaunen, dass der riesige Raum, wo General Panther arbeitete, der früher ganz leer gewesen war, jetzt an jeder Seite Regale trug vom Boden bis zur Decke mit tiefen Fächern, drei und vierfach gefüllt mit Akten jedes Formats und in allen Farben, plötzlich entstandene riesige Archive, deren Wachstum in wenigen Tagen das Ausmaß einer staatlichen Zentralkartei erreicht hatte.

„Was ist das?“ fragte der erstaunte Minister.

„Beweise gegen Pyrot“ antwortete mit patriotischer Befriedigung der General Panther. „Wir hatten keine als wir ihn verurteilt haben, aber jetzt sind wir besser dran.“

Die Tür war offen; Greatauk sah eine lange Reihe von Lastenträgern aus dem Treppenhaus hervorkommen um in dem Raum ihre Aktenlast zu entladen, und er bemerkte, wie der Aufzug sich unter dem Gewicht der Akten stöhnend mühsam in Bewegung setzte.

„Und das da?“ fragte er.

„Das sind neue Beweise gegen Pyrot, die uns zugesandt werden“ sagte Panther. „Ich habe in allen Kantonen Pinguiniens, bei allen Regierungsstellen und an allen Höfen Europas darum nachgesucht; ich habe sie angefordert in allen Städten Amerikas und Australiens und in allen Faktoreien Afrikas. Ich erwarte Ballen mit Akten aus Bremen und eine Fracht aus Melbourne.“ Und Panther sah mit dem ruhigen und strahlenden Blick eines Helden auf seinen Minister. Dennoch betrachtete Greatauk mit dem Monokel im Auge dieses ungeheure Papiergebirge weniger mit Befriedigung als mit Beunruhigung:

„Schön und gut“, sagte er. „Schön und gut. Aber ich fürchte, dass man damit der Affäre Pyrot ihre schöne Einfachheit raubt. Sie war klar; wie bei einem Felskristall lag ihr Wert in ihrer Transparenz. So wie sie aus meinen Händen kam, hätte man darin selbst mit der Lupe vergebens ein Hälmdchen, einen Makel, irgendeinen Mangel gesucht; sie war rein wie der Tag, sie war der helle Tag selbst. Ich gebe Ihnen eine Perle, und Sie machen daraus ein Gebirge. Offen gesagt, ich befürchte, dass Sie, indem Sie ihre Sache zu gut machen wollten, sie weniger gut gemacht haben. Beweise! Ohne Zweifel ist es gut, Beweise zu haben, aber es ist vielleicht besser keine zu haben. Ich habe es Ihnen schon gesagt, Panther: Es gibt nur einen unwiderlegbaren Beweis, und das

ist das Geständnis des Schuldigen. Oder des Unschuldigen, das spielt keine Rolle. So wie ich die Affäre Pyrot eingefädelt hatte, bot sie der Kritik keinen Angriffspunkt, sie widerstand den Schlägen, sie war unverwundbar, weil sie unsichtbar war. Jetzt gibt sie enormen Diskussionsstoff. Ich rate Ihnen, Panther, sich dieser Akten zurückhaltend zu bedienen. Ich wäre Ihnen überhaupt dankbar, wenn sie Ihre Mitteilungen Journalisten gegenüber etwas reduzieren würden. Sie reden gut, aber sie reden zu viel. Sagen Sie mir, Panther, gibt es unter diesen Beweisstücken auch falsche?“

Panther lächelte: „Es gibt, sagen wir mal, angepasste Beweise.“

„Das wollte ich sagen. Wie auch immer, die angepassten Beweise, das sind die guten. Als Beweise sind die falschen im allgemeinen besser als die wahren, weil sie genau und nach Maß auf den Fall zugeschnitten, also letzten Endes exakt und gerecht sind. Sie sind auch vorzuziehen, weil sie das menschliche Denken in eine ideale Welt versetzen und von der Realität ablenken, die auf dieser Welt leider niemals ohne Beimischungen ist...“

Wie auch immer, es wäre mir vielleicht lieber, Panther, wenn wir überhaupt keine Beweise hätten.“

Die erste Tat der antipyrotistischen Vereinigung war es, die Regierung aufzufordern, die siebenhundert Pyrots und ihre Komplizen als des Hochverrats Schuldige unverzüglich vor den Staatsgerichtshof zu bringen. Der Fürst von Boscenos erschien vor dem Ministerrat, der zusammengetreten war um ihn zu empfangen, und brachte den Wunsch zum Ausdruck, dass die Wachsamkeit und Festigkeit der Regierung sich den Umständen angemessen steigern möge. Er drückte jedem einzelnen der Minister die Hand, und als er zu General Greatauk kam, flüsterte er ihm ins Ohr:

„Fall bloß nicht um, alter Ganove, sonst veröffentliche ich die Akte Maloury!“

Einige Tage später wurde durch einstimmiges Votum beider Kammern die Große Antipyrotistische Vereinigung als gemeinnützig anerkannt.

Sogleich schickte die Vereinigung eine Delegation nach Schloß Chitterlings in Marsuinien, wo Crucho das bittere Brot des Exils aß, um dem Prinzen die Liebe und Ergebenheit der Antipyrotisten auszudrücken.

Dennoch wuchs die Zahl der Pyrotisten; man zählte jetzt zehntausend. Sie hatten auf den Boulevards ihre bekannten Cafés. Die Patrioten hatten auch ihre Cafés, etwas reichere und größere. Jeden Abend flogen die Bockbierflaschen, Untertassen, Feuerzeuge, Karaffen, Stühle und Tische von einer Terrasse auf die andere, Spiegel zerbrachen in Scherben, der nächtliche Schatten korrigierte die zahlenmäßige Ungleichheit, und

die schwarzen Brigaden der Republik beendeten den Kampf, indem sie die Kämpfer beider Parteien gleichermaßen mit ihren genagelten Schuhen zusammentraten.

In einer dieser ruhmreichen Nächte, als der Fürst von Boscenos in Begleitung einiger Patrioten eine schicke Bar verließ, machte Herr de la Trumelle ihn auf einen kleinen Mann mit Brille, Bart und ohne Hut aufmerksam, an dessen Anzug ein Ärmel fehlte und der sich mühsam auf dem mit Abfällen übersäten Gehweg dahinschleppte.

„Halt!“, sagte er. „Da ist Colomban!“

Der Fürst war ebenso stark wie sanftmütig, er war die Milde selbst. Aber als er den Namen Colomban hörte, geriet sein Blut in Wallung. Er sprang auf den kleinen Mann mit der Brille los und knallte ihm die Faust auf die Nase, dass er zu Boden ging.

Da bemerkte Herr de la Trumelle, dass er aufgrund einer zufälligen Ähnlichkeit Herrn Bazile für Colomban gehalten hatte, einen ehemaligen Advokaten und Sekretär der Vereinigung der Antipyrotisten, ein glühender und großzügiger Patriot. Der Fürst von Boscenos war noch von der alten Art, einer von denen, die sich niemals beugen; dennoch erkannte er sein Unrecht.

„Herr Bazile“, sprach er und hob den Hut. „Auch wenn ich Ihnen das Gesicht zerbeult habe, werden Sie mich entschuldigen und mich verstehen, mir zustimmen, ach was sage ich, Sie werden mir Komplimente machen, mir gratulieren und mich beglückwünschen, wenn Sie den Grund dieser Tat erfahren. Ich hielt Sie für Colomban.“

Herr Bazile betupfte mit seinem Taschentuch seine blutende Nase. Ein Ellenbogen hob sich aus seinem fehlenden Ärmel.

„Nein, mein Herr“, antwortete er trocken. „Ich werde Sie nicht beglückwünschen, ich werde Ihnen nicht gratulieren, ich werde Ihnen keine Kompliment machen, ich werde Ihnen nicht zustimmen, denn Ihre Handlung war zumindest überflüssig; sie war, würde ich sagen, zuviel des Guten. Man hat mich heute abend schon drei Mal für Colomban gehalten und behandelt wie er es verdient. Die Patrioten haben ihm meine Rippen zerschlagen und ihn in mir verprügelt, und ich würde sagen, mein Herr, das reicht.“

Er hatte kaum aufgehört zu sprechen, als eine Bande Pyrotisten erschien und, ihrerseits durch die trügerische Ähnlichkeit getäuscht, glaubte, dass die Patrioten Colomban zusammenschlugen. Sie fielen mit bleigefüllten Spazierstöcken und Ochsenziemern über den Fürsten von Boscenos und seine Gefährten her, die sie als tot auf dem Platz zurückließen, bemächtigten sich des Advokaten Bazile, trugen ihn im Triumph trotz seiner verärgerten Proteste unter dem Ruf „Hoch Colomban! Hoch Pyrot!“ durch die Straßen, bis die schwarze Brigade, die sie verfolgte, sie angriff, zusammenschlug und auf die Wache schleppte, wo der Advokat Bazile unter dem Namen Colomban von festen Sohlen mit unzähligen Nägeln niedergemacht wurde.

## **Bidault–Coquille und Maniflore. Die Sozialisten.**

Während ein Wind von Wut und Hass in Alca wehte, beobachtete Eugène Bidault–Coquille, der ärmste und glücklichste aller Astronomen auf einem alten Turm aus der Draconidenzeit durch ein schlechtes Fernglas den Himmel und zeichnete photographisch auf beschädigten Platten den Weg der Sterne auf. Sein Genie korrigierte die Irrtümer der Instrumente und seine Liebe zur Wissenschaft siegte über seine miserablen Apparate. Mit unerlöschlich brennender Begeisterung beobachtete er Aerolithen, Meteoriten und Boliden, alle diese heißen Trümmer und glühenden Stäube, die mit unsagbarer Geschwindigkeit die Erdatmosphäre kreuzen, und erhielt als Preis seiner Studienabende die Gleichgültigkeit des Publikums, die Undankbarkeit des Staates und die Feindseligkeit der Fachwelt. In himmlische Räume vertieft, ignorierte er, was auf der Erdoberfläche vor sich ging. Er las niemals die Zeitungen, und wenn er durch die Stadt lief, im Geist mit den Asteroiden des Novembers beschäftigt, fand er sich mehr als einmal im Teich eines öffentlichen Parks oder unter den Rädern eines Autobusses wieder.

Hochgewachsen und ebenso hoch denkend, hatte er eine hohe Meinung von sich wie von allen andern, was sich in einer kalten Höflichkeit, einem schwarzen, sehr dünnen Regenmantel und einem schwarzen Zylinder ausdrückte, der die Erlesenheit seiner Erscheinung noch betonte. Er nahm seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant ein, das alle geistig weniger hochstehenden Gäste verloren hatte. Dort ruhte bereits einsam sein Gedeck in einem trostlosen Korb, geschmückt von einem einsamen Buchsbaumzweig. In dieser Kaschemme kam ihm eines Tages die Denkschrift von Colombar für Pyrot vor die Augen. Er las sie beim Nachtschisch, und plötzlich, von Staunen und Bewunderung, Schrecken und Mitleid erfüllt, vergaß er den Fall der Meteore und den Sternenregen und sah nur noch den vom Wind geschaukelten Unschuldigen in seinem Käfig, auf dem die Raben hockten.

Dieses Bild verließ ihn nicht mehr. Er stand seit acht Tagen unter dem Eindruck des unschuldig Verurteilten, als er beim Verlassen seiner Kaschemme eine Menge Bürger in einen Ballsaal strömen sah, wo eine Volksversammlung abgehalten wurde. Er trat ein. In der Versammlung war die Diskussion zugelassen: man brüllte, beschimpfte und prügelte sich in dem verräucherten Saal. Pyrotisten und Antipyrotisten sprachen, gleichermaßen beklatscht und ausgebuht. Eine dunkle und wirre Begeisterung hatte die Teilnehmer in eine gehobene Stimmung versetzt. Mit der Kühnheit der Schüchternen und Einsamen sprang Bidault–Coquille auf die Tribüne und sprach eine Dreiviertelstunde. Er sprach sehr schnell und ohne Ordnung, aber heftig und mit der Überzeugung

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

eines mystischen Mathematikers. Er erhielt Beifall. Als er von der Tribüne stieg, stürzte eine große, ganz in rot gekleidete Frau, heldenhafte Federn auf ihrem riesigen Hut, auf ihn zu, umarmte ihn ebenso leidenschaftlich wie feierlich und sagte zu ihm:

„Sie sind schön!“

Er fand, dass da wohl etwas Wahres dran sein könnte.

Sie erzählte ihm, dass sie nur für die Verteidigung Pyrots lebe und Colomban verehere. Er fand sie vornehm und hielt sie für schön. Sie war Maniflore, eine alte, arme, vergessene und aus der Mode gekommene Schönheit des Nachtlebens, die auf einmal eine wichtige Staatsbürgerin geworden war.

Sie verließ ihn nicht mehr. Sie erlebten zusammen unvergleichliche Stunden in Speulunken, zwielichtigen Hotels, Redaktionsstuben, Versammlungs- und Konferenzsälen. Weil er Idealist war, fuhr er fort sie zu verehren, obwohl sie ihm ausführlich Gelegenheit geboten hatte zu bemerken, dass sie ihre frühere Anziehungskraft in jeder Hinsicht vollständig verloren hatte. Von ihrer früheren Schönheit behalten hatte sie nur die Gewißheit zu gefallen und die hochmütige Selbstsicherheit, mit der sie Verehrung verlangte. Dennoch, das muss man anerkennen, verlieh diese an Wundern so reiche Affäre Pyrot der Maniflore eine Art bürgerliche Majestät und verwandelte sie in ein erhabenes Symbol der Gerechtigkeit und Wahrheit.

Bei keinem Antipyrotisten, bei keinem Verteidiger von Greatauk, bei keinem Freund des Säbels erweckten Bidault-Coquille und Maniflore auch nur die geringste Ironie oder Belustigung. Ernst klagten sie die Kurtisane und den Astronomen der Spionage, des Verrats und der Verschwörung gegen das Vaterland an. Bidault-Coquille und Maniflore wuchsen immer mehr unter der Beleidigung, der Wut und der Verleumdung.

Pinguinien war seit langen Monaten in zwei Lager gespalten, und, was auf den ersten Blick seltsam erscheinen mag, die Sozialisten hatten noch nicht Partei ergriffen. Ihre Gruppen umfassten fast alles, was das Land an Handarbeitern zählte, eine zerstreute, unklare, gespaltene und zersplitterte, aber furchtbare Macht. Die Affäre Pyrot brachte die obersten Parteiführer in eine einzigartige Verlegenheit: Sie hatten ebensowenig Lust sich auf die Seite der Finanzwelt zu schlagen wie auf die des Militärs. Sie betrachteten die großen wie die kleinen Juden als unversöhnliche Feinde. Ihre Prinzipien standen nicht auf dem Spiel, ihre Interessen waren nicht betroffen in dieser Affäre. Dennoch fühlten die meisten, wie schwer es war bei Kämpfen unbeteiligt zu bleiben, denen sich ganz Pinguinien widmete.

Die wichtigsten von ihnen trafen sich am Sitz ihrer Föderation in der Teufelsschwanz-

gasse, um festzulegen, wie sie sich jetzt und in Zukunft gegenüber solchen Kampagnen zu verhalten hätten.

Der Genosse Phoenix ergriff als erster das Wort:

„Ein Verbrechen“, sagte er, „das verabscheuungswürdigste und feigste der Verbrechen, ein **Justizverbrechen** ist begangen worden.

Militärrichter, getäuscht oder gezwungen von ihren Vorgesetzten, haben einen Unschuldigen zu einer entehrenden und grausamen Strafe verurteilt. Genossen! Sagt nicht, dass das Opfer nicht zu uns gehört, sondern zu einer Kaste, die uns meidet und immer feindlich gesinnt sein wird. Unsere Partei ist die Partei der sozialen Gerechtigkeit; es gibt keine Ungerechtigkeit, die ihr gleichgültig sein kann. Welch Schande wäre es für uns, ließen wir einen Radikalen wie Kerdanic, einen Bürger wie Colomban und ein paar gemäßigte Republikaner allein die Verbrechen des Säbels verfolgen! Wenn das Opfer auch nicht zu uns gehört, seine Henker sind auch die Henker unserer Brüder und bevor Greatauk einen Militär verhaften ließ, hat er unsere streikenden Genossen erschießen lassen.

Genossen, durch eine große geistige, moralische und materielle Anstrengung werdet ihr Pyrot der Strafe entreißen und durch diese großherzige Tat keineswegs eure befreiende und revolutionäre Aufgabe im Stich lassen, denn Pyrot ist das Symbol des Unterdrückten geworden und steht für alle sozialen Ungerechtigkeiten. Wenn man eine davon zerstört, erschüttert man alle andern.“

Nach Phoenix sprach der Genosse Sapor:

„Man gibt euch den Rat, eure Aufgabe im Stich zu lassen, um eine Arbeit zu erledigen, die euch nichts angeht. Warum solltet ihr euch in einen Streit mischen, wo ihr, auf welche Seite ihr euch auch stellt, nur natürliche, notwendige und unerbittliche Feinde finden werdet? Ist die Finanzwelt etwa weniger hassenswert als das Militär? Welche Kasse wollt ihr denn retten: die der Krämer von der Bank oder die der Raubritter des Revanchekriegs? Welche dumme und verbrecherische Großzügigkeit sollte euch veranlassen, den siebenhundert Pyrots zu Hilfe zu eilen, die ihr im sozialen Krieg immer gegen euch haben werdet?

Man schlägt euch vor, bei euren Feinden Polizei zu spielen und unter ihnen die Ordnung wiederherzustellen, die ihre Verbrechen gestört haben. Für eine so weit getriebene Großherzigkeit gibt es einen anderen Namen.

Genossen, es gibt eine Stufe, auf der die Verkommenheit tödlich wird für eine Gesellschaft. Die pinguinische Bourgeoisie erstickt in ihrer Verkommenheit, und man bittet euch sie zu retten, die Luft um sie herum wieder zum Atmen geeignet zu machen! Das heißt, man macht sich über euch lustig.

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

Lassen wir sie verrecken und betrachten wir mit Ekel und voll Freude ihre letzten Zuckungen! Das einzige, was uns daran leid tun könnte, ist, dass sie wo sie gebaut hat, den Boden so sehr verdorben hat, dass wir dort nur vergifteten Dreck finden, um darauf die Grundlagen einer neuen Gesellschaft zu errichten.“

Nachdem Sapor seine Rede beendet hatte, sprach der Genosse Lapersonne diese wenigen Worte:

„Phoenix ruft uns auf Pyrot zu helfen, weil Pyrot unschuldig sei. Dies scheint mir ein schlechter Grund. Wenn Pyrot unschuldig ist, war er ein guter Soldat und hat immer aus Überzeugung seinen Beruf erfüllt, der in der Hauptsache darin besteht, auf das Volk zu schießen. Das ist kein Grund, dass das Volk unter allen Gefahren seine Verteidigung übernimmt. Wenn man mir beweist, dass Pyrot schuldig ist und **tatsächlich** das Heu der Armee gestohlen hat, dann würde ich für ihn marschieren.“

Danach ergriff der Genosse Larrivee das Wort:

„Ich bin nicht der Meinung meines Freundes Phoenix; ich bin auch nicht der Meinung meines Freundes Sapor. Ich glaube nicht, dass sich die Partei eine Sache zu eigen machen muss, sobald man uns sagt, diese Sache sei gerecht. Ich fürchte, dass hier ein schlimmer Mißbrauch von Worten und eine gefährliche Gleichsetzung vorliegt. Denn die soziale Gerechtigkeit ist nicht die revolutionäre Gerechtigkeit. Sie liegen beide in einem ewigen Antagonismus: der einen dienen heißt die andere bekämpfen. Was mich angeht, habe ich meine Wahl getroffen: Ich bin für die revolutionäre Gerechtigkeit gegen die soziale Gerechtigkeit.

Und dennoch kritisiere ich in dem vorliegenden Fall, dass wir uns der Teilnahme enthalten. Ich sage, dass wenn das günstige Schicksal uns eine Affäre wie diese beschert, wir Schwachköpfe sein müssten um das nicht auszunutzen.

Was denn!? Wir bekommen die Gelegenheit geboten, dem Militarismus schreckliche, vielleicht tödliche Schläge zu versetzen. Und Ihr wollt, dass ich die Arme über der Brust kreuze? Ich sage es euch, Genossen: Ich bin kein Fakir; ich werde niemals zur Partei der Fakire gehören. Wenn es hier Fakire gibt, sollten sie nicht auf meine Gesellschaft zählen. Nabelschau ist eine Politik ohne Ergebnisse, die ich nie betreiben werde.

Eine Partei wie die unsere muß sich unablässig bestätigen; sie muß durch eine beständige Aktivität ihr Existenz beweisen. Wir werden in die Affäre Pyrot intervenieren, aber wir werden **revolutionär** intervenieren. Wir werden eine militante Aktion durchführen ... Glaubt ihr etwa, dass die Gewalt veraltet ist, eine aus der Mode gekommene Erfindung, die man beiseite legen muss wie die Postkutschen, die Handpresse und die Semaphoren? Ihr seid im Irrtum. Heute wie gestern bekommt man nichts außer durch Gewalt. Man muss nur wissen sich ihrer zu bedienen. Was wird unsere Taktik sein? Ich

werde es euch sagen: die herrschenden Klassen gegeneinander aufzuhetzen, die Armee gegen die Finanzwelt, die Regierung gegen die Staatsverwaltung, den Adel und den Klerus gegen die Juden, wenn möglich alle miteinander dazu zu bringen, sich gegenseitig zu zerstören, das wird heißen eine Agitation zu führen, die die Regierung schwächt wie das Fieber die Kranken.

Wenn man sich ihrer zu bedienen weiß, dann wird die Affäre Pyrot das Wachstum der sozialistischen Partei und die Befreiung des Proletariats durch Abrüstung, Generalstreik und Revolution um zehn Jahre voranbringen.“

Nachdem die Häupter der Partei so jeder eine andere Meinung geäußert hatten, setzte sich die Diskussion recht lebhaft fort. Wie immer in solchen Fällen wiederholten die Redner die Argumente, die schon gebracht worden waren, nur mit weniger Ordnung und Maß als beim ersten Mal. Man diskutierte lange, und niemand änderte seine Meinung. Aber diese Meinungen reduzierten sich in letzter Instanz auf zwei, nämlich die von Sapor und Lapersonne, die dafür waren sich herauszuhalten, und die von Phoenix und Larrivee, die intervenieren wollten. Doch beide gegensätzliche Meinungen waren sich einig im Hass auf die Militärführung und ihre Justiz und in einem gemeinsamen Glauben an die Unschuld Pyrots. Die öffentliche Meinung hatte also nicht ganz Unrecht, wenn sie alle sozialistischen Führer als höchst schädliche Pyrotisten betrachtete.

Die breiten Massen, in deren Namen sie sprachen und die sie repräsentierten, soweit man das überhaupt sagen kann, die Proletarier also, deren Denken zu kennen schwierig ist, solange sie selbst es nicht kennen, interessierten sich anscheinend nicht für die Affäre Pyrot. Sie war ihnen zu literarisch, zu klassisch, mit einem Beigeschmack von hoher Bourgeoisie und Hochfinanz, der ihnen nicht sehr gefiel.

## **Der Colomban-Prozess**

Als der Colomban-Prozess eröffnet wurde, waren die Pyrotisten nicht viel mehr als dreißigtausend, aber es gab sie überall, und man fand sogar welche unter den Priestern und den Militärs. Was ihnen am meisten schadete, das war die Sympathie der großen Juden. Ihrer geringen Zahl verdankten sie dagegen wertvolle Vorteile: in erster Linie den, dass es in ihren Reihen weniger Dummköpfe gab, wohingegen ihre Feinde damit überreichlich belastet waren. Weil sie nur eine winzige Minderheit waren, konnten sie sich leicht miteinander abstimmen, handelten einträchtig und waren nicht versucht sich zu spalten und gegeneinander zu arbeiten. Jeder von ihnen fühlte die Notwendigkeit, seine Sache gut zu machen, um so mehr, wenn er im Licht der Öffentlichkeit stand. Schließlich konnten sie auch darauf hoffen, neue Anhänger zu gewinnen, während die

Zahl ihrer Feinde, die von Anfang an die Massen hinter sich gehabt hatten, nur noch abnehmen konnte.

In der öffentlichen Gerichtsverhandlung bemerkte Colomban alsbald dass seine Richter nicht allzuviel wissen wollten. Sobald er den Mund öffnete, befahl ihm der Vorsitzende, im höheren Staatsinteresse zu schweigen. Aus dem selben Grund, der der höchste Grund ist, wurden die Entlastungszeugen nicht angehört. General Panther, Chef des Generalstabs erschien in Galauniform und mit allen seinen Orden im Zeugenstand. Er sagte aus wie folgt:

„Der schändliche Colomban behauptet, wir hätten keine Beweise gegen Pyrot. Er hat gelogen. Wir haben schwerwiegende Beweise. In meinen Archiven habe ich davon siebenhundertzweiunddreißig Quadratmeter, die, bei einem Gewicht von fünfhundert Kilo pro Quadratmeter, dreihundertsiebzigttausend Kilo ergeben.“

Der hohe Offizier gab alsdann mit Eleganz und Leichtigkeit einen Überblick über diese Beweise.

„Es gibt sie in allen Farben und Schattierungen“, sagte er dem Inhalt nach. „Es gibt sie in jedem Format, groß wie ein Topf, ein Goldstück, eine Weintraube, ein Taubenschlag, ein großer Adler et cetera. Der kleinste hat weniger als einen Quadratmillimeter, der größte ist siebzig Meter lang und 0,90 Meter breit.“

Bei dieser Enthüllung erschauerten die Zuhörer vor Schrecken.

Auch Greatauk erschien um auszusagen. Einfacher und vielleicht beeindruckender trug er eine alte graue Weste und hielt die Hände hinter dem Rücken.

„Ich überlasse“, sagte er mit Ruhe und kaum erhobener Stimme, „Herrn Colomban die Verantwortung für eine Tat, die unser Land an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Die Affäre Pyrot ist geheim und muss geheim bleiben. Wenn sie veröffentlicht würde, würden die schlimmsten Übel, Kriege, Plünderungen, Feuersbrünste, Epidemien unverzüglich über Pinguinien hereinbrechen. Ich würde mich als des Hochverrats schuldig betrachten, wenn ich ein Wort mehr sagen würde.“

Einige für ihre politische Erfahrung bekannte Personen, unter anderem Herr Bigourd, hielten die Aussage des Kriegsministers für geschickter und wichtiger als die seines Generalstabschefs.

Das Zeugnis des Obersten von Boisjoli machte großen Eindruck:

„Bei einer Abendgesellschaft im Kriegsministerium“, sagte dieser Offizier, „vertraute mir der Militärattachée einer benachbarten Macht an, dass er dass er bei einer Besichtigung der Pferdeställe seines Souveräns ein weiches und wohlriechendes Heu von hübscher grüner Farbe, das schönste was er je gesehen, bewundert habe. 'Woher war es?' , fragte ich ihn. Er antwortete mir nicht, aber der Ursprung dieses Heus scheint

mir nicht zweifelhaft. Es war das Heu, das Pyrot gestohlen hatte. Die grüne Farbe, die Weichheit und das Aroma sind die unseres nationalen Heus. Das Pferdefutter der benachbarten Macht ist grau und hart, es gibt ein häßliches Geräusch, wenn man mit der Heugabel hineinfährt, und es riecht nach Staub. Möge jeder seine Schlüsse daraus ziehen.“

Ein gewisser Oberstleutnant Hastaing sagte im Zeugenstand inmitten von Buhrufen aus, dass er Pyrot nicht für schuldig halte. Er wurde sogleich von der Polizei ergriffen und in ein Verlies gesteckt, wo er für seine Unzugänglichkeit gegenüber Versprechungen und Drohungen mit Schlangen, Kröten und zerstoßenem Glas ernährt wurde.

Der Gerichtsdienner rief auf:

„Graf Pierre Maubec de la Dentdulynx!“

Es wurde mucksmäuschenstill, und man sah einen stolzen und zerlumpten Edelmann zum Zeugenstand gehen, dessen Schnurrbartspitzen gen Himmel dräuten und dessen gelbe Augen Blitze warfen.

Er näherte sich Colomban und sagte indem er ihm einen Blick unaussprechlicher Verachtung zuwarf:

„Hier ist meine Aussage: Scheißker!“

Bei diesen Worten brach der gesamte Saal in begeisterten Beifall aus und sprang auf, ergriffen von einem jener Worte, die die Herzen erheben und die Seelen zu außergewöhnlichen Taten inspirieren. Ohne ein Wort hinzuzufügen zog sich der Graf Maubec de la Dentdulynx zurück.

Beim Verlassen des Gerichtsgebäudes folgten ihm seine Anhänger im Triumphzug.

Die Fürstin von Boscenos warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Oberschenkel. Unerbittlich und finster entschlossen setzte er seinen Weg fort unter einem Regen von Taschentüchern und Blumen. Die Gräfin Olive hing an seinem Hals und konnte nicht entfernt werden, so dass der kaltblütige Held sie wie eine Art leichte Schärpe an seiner Brust trug.

Als die Öffentlichkeit, die er hatte ausschließen müssen, wiederhergestellt war, rief der Vorsitzende die Sachverständigen auf.

Der berühmte Schriftsachverständige Vermillard erläuterte das Ergebnis seiner Forschungen.

„Nach aufmerksamem Studium der bei Pyrot beschlagnahmten Papiere, insbesondere seiner Kassenbücher und seiner Wäschereiquittungen, habe ich erkannt, dass sie unter einer banalen Oberfläche ein undurchdringliches Kryptogramm bilden, dessen Schlüssel ich dennoch gefunden habe. Die Niedertracht des Verräters erkennt man in jeder Zeile. In diesem Schriftsystem bedeuten die Worte ‚Drei Flaschen Bockbier und

zwanzig Francs für Adele‘ soviel wie: ‚Ich habe dreißigtausend Bündel Heu an eine benachbarte Macht geliefert.‘ Nach diesen Dokumenten habe ich sogar die Zusammensetzung des von diesem Offiziers gelieferten Heus feststellen können: Die Worte Hemd, Weste, Stiefel, Taschentücher, Kragen, Aperitif, Tabak, Zigarren bedeuten in Wirklichkeit Klee, Segge, Luzerne, Pimpinelle, Hafer, Lolch, Schafgarbe und Ackergras. Und hier haben wir genau die aromatischen Pflanzen, aus denen das duftende Heu bestand, das Graf Maubec der pinguinischen Kavallerie geliefert hatte. So sprach Pyrot über seine Verbrechen in einem Code, den er für nicht entzifferbar hielt. Man ist bestürzt über so viel Hinterlist gepaart mit so viel Unwissenheit.“

Colomban wurde ohne mildernde Umstände für schuldig erkannt und zur Höchststrafe verurteilt. Die Geschworenen ließen erkennen, dass sie eine strengere Strafe befürwortet hätten.

Auf dem Platz des Palastes am Ufer des Flusses, dessen Gestade zwölf Jahrhunderte einer großen Geschichte gesehen hatten, erwarteten fünfzigtausend Personen unruhig den Ausgang des Prozesses. Die Würdenträger des Bundes der Antipyrotisten waren vertreten, darunter der Fürst von Boscenos, Graf Clena, Freiherr von Olive, Herr de la Trumelle. Dort drängten sich der ehrwürdige Vater Agaric und die Professoren der Sankt-Maël-Eliteschule mit allen ihren Schülern, dort bildeten Hochwürden Douillard und der Generalissimus Caraguel Arm in Arm eine erlesene Gruppe, und über die alte Brücke sah man die Damen von den Markthallen und den Wäschereien herbeieilen mit Spießen, Schaufeln, Gabeln, Schlegeln und Kochkesseln mit Waschlauge. Auf den Stufen vor dem bronzenen Tor war alles versammelt was Alca an Verteidigern Pyrots zählte: Professoren, Publizisten, Arbeiter, konservativ die einen, radikal oder revolutionär die andern, und man erkannte an ihrer nachlässigen Haltung und ihrem wilden Aussehen die Genossen Phoenix, Larrivée, Lapersonne, Dagobert und Varambille.

In seinem Trauermantel gekleidet und mit seinem Festtagshut auf dem Kopf beschwor Bidault-Coquille zugunsten von Colomban und Oberst Hastaing die Mathematik der Gefühle. Auf der höchsten Stufe glänzte lächelnd und wild Maniflore, die heldenhafte Kurtisane, eifrig bestrebt nach dem Ruhm einer Helena oder einer Epicharis.

Die siebenhundert Pyrots strichen um das riesige Gebäude herum, verkleidet als Limonadenverkäufer, Straßenhändler, Kippensammler und Antipyrotisten.

Als Colomban erschien, erhob sich ein solcher Lärm, dass durch die so hervorgerufene Bewegung der Luft und des Wassers die Vögel von den Bäumen fielen und die Fische mit dem Bauch nach oben an die Oberfläche trieben. Man brüllte von allen Seiten: „Ins Wasser mit Colomban! Ins Wasser! Ins Wasser!“

Einzelne Rufe ertönten:

„Gerechtigkeit und Wahrheit!“

Man vernahm sogar eine Stimme, die rief:

„Nieder mit der Armee!“

Das war Auftakt einer schrecklichen Schlägerei. Die Kämpfenden fielen zu Tausenden und bildeten mit ihren Körpern brüllende und sich bewegende Haufen, auf denen immer neue Kämpfer sich an die Gurgel fuhren. Die Frauen, außer sich, bleich, mit aufgelösten Haaren, gefletschten Zähnen und scharfen Fingernägeln stürzten sich auf Colomban mit einer Leidenschaft, die ihren Gesichtern am hellichten Tag einen verzückten Ausdruck verlieh, den sie sonst nur nachts bei vorgezogenen Gardinen und auf weichen Kopfkissen liegend zeigten. Sie hätten Colomban gepackt, gebissen, erwürgt, gevierteilt, zerrissen und sich um die Fetzen gestritten, wäre da nicht Maniflore, groß und keusch in ihrer roten Tunika, selbstsicher und schrecklich vor diese Furien getreten, die erschreckt zurückwichen. Colomban schien gerettet; seinen Anhängern war es gelungen, ihm einen Weg über den Platz vor dem Palais freizuschlagen und ihn an der alten Brücke in eine wartende Kutsche zu setzen. Das Pferd ging schon in den Trott über, aber der Fürst von Boscenos, Graf Clena und Herr de la Trumelle warfen den Kutscher vom Bock, trieben das Tier zurück auf den höchsten Punkt der Brücke und stießen unter dem Beifall der wütenden Menge das ganze Gespann in den Fluß. Das Wasser spritzte laut platschend in hohem Bogen auf, dann sah man nichts mehr als eine leichte Bewegung auf der funkelnden Oberfläche des Flusses. Unmittelbar darauf warfen die Genossen Dagobert und Varambille mit Unterstützung der siebenhundert Pyrots den Fürst von Boscenos kopfüber in einen riesigen Waschzuber, wo er jämmerlich unterging.

Die stille Nacht senkte sich über den Platz vor dem Palais und ergoß Schweigen und Frieden über die schrecklichen Trümmer, mit denen dieser übersät war.

Drei Kilometer flußabwärts unter einer Brücke lehnte Colomban klitschnass an einem alten, hinkenden Pferd und dachte nach über die Unwissenheit und Ungerechtigkeit der Menge.

„Die Sache“, sagte er zu sich, „ist noch härter als ich glaubte. Ich sehe neue Schwierigkeiten voraus.“

Er erhob sich und wendete sich dem unglücklichen Tier zu.

„Was hast du ihnen getan, armer Freund?“, sagte er zu ihm. „Wegen mir haben sie dich so grausam behandelt.“

Er umarmte das unglückliche Tier und küßte es auf den weißen Fleck auf der Stirn. Dann nahm er es am Zügel und hinkend führte er den lahmen Gaul durch die schlafende Stadt bis zu seinem Haus, wo sie beide der Schlaf die Menschen vergessen ließ.

## Pater Douillard

In ihrer unendlichen Güte beschlossen auf einen Vorschlag des Vaters der Gläubigen die Bischöfe, *Canonici*, Pfarrer, Vikare, Äbte und Priore von Pinguinien einen feierlichen Gottesdienst in der Kathedrale von Alca abzuhalten, damit Gott Mitleid habe und die Unruhe beende, die eines der vornehmsten Länder der Christenheit zerrissen und dem reuigen Pinguinien seine Verbrechen gegen Gott und seine Diener vergebe.

Die Zeremonie fand statt am fünfzehnten Juni. Auf der Bank der Würdenträger saß der Generalissimus Caraguel mit seinem Generalstab. Die Besucher waren zahlreich und erlesen, nach einem Wort von Herrn Bigourd zugleich Elite und Masse. Man bemerkte in der ersten Reihe Herrn de la Berthoiseille, Kammerherr seiner Hoheit des Prinzen Crucho. In der Nähe der Kanzel, die der ehrwürdige Vater Douillard vom Orden des heiligen Franziskus besteigen sollte, standen die Würdenträger der Antipyrotistischen Vereinigung, der Freiherr von Olive, Herr de la Trumelle, Graf Clena, der Herzog von Ampoule und der Fürst von Boscenos in gesammelter Haltung, die Hände auf ihren Knüppeln verschränkt. Die Apsis nahm Vater Agaric ein mit den Professoren und Schülern der Sankt-Maël-Schule. Der Kreuzgang und die Plätze zur Rechten waren den Offizieren und Soldaten in Uniform als den würdigsten vorbehalten, denn nach dieser Seite neigte Jesus den Kopf, als er am Kreuz sein Leben aushauchte. Die Empore füllten die Damen der Aristokratie, unter ihnen die Gräfin Clena, die Gräfin Olive und die Fürstin von Boscenos. Im ungeheuren Kirchenschiff und auf dem Vorplatz drängten sich zwanzigtausend Kirchenleute aller Ränge und dreißigtausend Laien.

Nach der Sühne- und Opferzeremonie bestieg Pater Douillard die Kanzel. Die Predigt hätte zunächst Pater Agaric halten sollen, doch trotz seiner Verdienste und ohne Berücksichtigung seines Eifers und seiner Erfahrung zog man ihm den redegewandten Kapuziner vor, der seit sechs Monaten in den Kasernen gegen die Feinde Gottes und der Autorität predigte.

Der ehrwürdige Pater Douillard nahm als Text „*Deposuit potentes de sede*“ und führte aus, dass jede weltliche Macht Gott als Grund und Ziel habe, auf Abwege geriete und sich selbst ins Verderben stürze, wenn sie von dem Weg, den das Schicksal ihr vorgezeichnet habe und dem Ziel, das es ihr bestimmt habe, abweiche.

Unter Anwendung dieser heiligen Gesetze auf die Regierung von Pinguinien entwarf er ein erschreckendes Bild der Übel, die die Herren dieses Landes weder vorausszusehen noch zu verhindern in der Lage gewesen waren.

„Der Haupturheber solch großer Not und Schande“, sprach er, „den kennt ihr nur zu

gut, meine Brüder! Es ist ein Ungeheuer, dessen Name seine Bestimmung ankündigt, denn er stammt aus dem griechischen *pyros*, was Feuer bedeutet. Mit dieser Etymologie weist uns die göttliche Weisheit, die manchmal Philologe ist, darauf hin, dass es ein Jude ist, der Feuer legen muss in dem Land, das ihn aufgenommen hat.“

Er zeigte das gemarterte Vaterland, verfolgt von den Verfolgern der Kirche, wie es auf seinem Leidensweg stöhnte: „Oh Schmerz! Oh Ruhm! Die meinen Gott gekreuzigt haben kreuzigen mich!“

Bei diesen Worten ging ein langes Stöhnen durch die Zuhörerschaft.

Der gewaltige Redner erweckte noch mehr Zorn, als er an den hochmütigen Colom-ban erinnerte, der schwarz von seinen Verbrechen in den Fluß getaucht worden war, dessen ganzes Wasser ihn dennoch nie würde reinwaschen können. Alle Demütigungen und Gefahren für Pinguinien legte er dem Präsidenten der Republik und seinem Premierminister zur Last.

„Weil dieser Minister eine seines Amtes unwürdige Feigheit begangen hat, indem er die siebenhundert Pyrots nicht mit ihren Verbündeten und Verteidigern ausgerottet hat wie Saul die Philister, hat er sich als unwürdig erwiesen, die Macht, die Gott ihm aufgetragen hat, weiterhin auszuüben, und jeder gute Bürger kann und muß seine verachtenswerte Regierung beleidigen. *Deposuit potentes de sede*. Gott wird die kleinmütigen Anführer absetzen und an ihre Stelle starke Männer setzen, die sich auf ihn berufen. Ich sage es Ihnen, meine Herren, ich sage es Ihnen, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die Sie mir zuhören, ich sage es Ihnen, dem obersten Befehlshaber der pinguinischen Armeen: Die Stunde ist gekommen! Wenn Sie den Befehlen Gottes nicht gehorchen, nicht in seinem Namen die unwürdigen Machthaber stürzen, wenn Sie keine starke und gottesfürchtige Regierung über Pinguinien errichten, wird Gott Pinguinien gleichwohl nicht zerstören, er wird sein Volk retten, er wird es aber ohne Sie retten, durch einen bescheidenen Handwerker oder einen einfachen Unteroffizier. Die Stunde wird bald vorüber sein. Sputen Sie sich!“

Erschüttert von dieser glühenden Mahnung erhoben sich die sechzigtausend Gottesdienstbesucher. Rufe erschollen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Tod den Pyrots! Es lebe Crucho!“

Und alle, Geistliche, Frauen, Soldaten, Edelleute und Lakaien, Bürger und gewöhnliche Spitzbuben stimmten unter dem segnenden Arm des auf der Kanzel stehenden Vertreters der höchsten Macht die Hymne an: „Retten wir Pinguinien!“, strömten aus der Kathedrale und marschierten durch die Uferstraßen zur Abgeordneten-kammer.

Allein in dem verlassenen Kirchenschiff hob der weise Cornemuse die Arme zum

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

Himmel und murmelte mit gebrochener Stimme:

„*Agnosco fortunam ecclesiae pinguicanae!* Ich sehe nur zu deutlich, wohin das führt.“

Der Sturm der Frommen auf das Palais der Legislative wurde zurückgeschlagen. Nachdem die Angreifer ordentlich Prügel von den schwarzen Brigaden und den Gardes von Alca eingesteckt hatten, flohen sie in ungeordneten Haufen, als die Genossen aus den Vorstädten, angeführt von Phoenix, Dagobert, Lapersonne und Varambille, sich auf sie warfen und ihre Niederlage besiegelten. Die Herren de la Trumelle und von Ampoule wurden zur Polizeiwache geschleppt. Der Fürst von Boscosos fiel nach tapferem Kampf mit gespaltenem Schädel auf das blutige Pflaster.

In der Begeisterung des Sieges liefen die Genossen mit unzähligen Flugblattverteilern die ganze Nacht durch die Boulevards, feierten Maniflore und zerschlugen die Spiegel der Cafés und die Gläser der Straßenlaternen und riefen: „Nieder mit Crucho! Es lebe die soziale Revolution!“

Die Antipyrotisten ihrerseits liefen auch durch die Stadt und warfen Zeitungskioske und Werbesäulen um.

Schauspiele, denen die kalte Vernunft keinen Beifall spenden kann und die geeignet sind, jene Gemüter zu verstören, deren Sorge sich auf eine ordentliche Verwaltung der Wege und Straßen beschränkt. Doch was Menschen mit Herz noch mehr betrübe, das war der Anblick jener Heuchler, die aus Angst vor Schlägen sich gleichermaßen von beiden Lagern entfernt hielten, sich die Augen mit Zwiebeln rieben, ein Fischmaul zogen, in ihre Schnupftücher trompeteten und aus der Tiefe ihres Bauches stöhnten: „Oh Pinguine, beendet euren Bruderzwist! Hör auf, den Schoß eurer Mutter zu zerreißen!“ Als ob die Menschen in Gesellschaft ohne Diskussionen und Streit leben könnten, als ob Zwietracht unter den Bürgern nicht zu den notwendigen Bedingungen des Lebens und des Fortschritts im allgemeinen gehören würde! Diese verlogenen Feiglinge, die Kompromisse zwischen dem Gerechten und dem Ungerechten vorschlagen, und somit den Gerechten in seinem Recht und den Ungerechten in seinem Mut beleidigen!

In diesen bewegten Nächten saß Bidault-Coquille ganz oben in seinem Wasserturm unter dem klaren Himmel, füllte Fotoplatten mit den Bildern vorüberziehender Sterne und fühlte Stolz in seinem Herzen. Er kämpfte für die Gerechtigkeit, er liebte, eine edle Frau erwiderte seine Liebe. Die Ungerechtigkeit und die Verleumdung machten ihn stark. Man sah seine Karikatur mit der von Colomban, Kerdanic und Oberst Hastaing in den Zeitungskiosken; die Antipyrotisten schrieben, er hätte 50 000 Francs von der jüdischen Hochfinanz erhalten. Die Reporter der Militaristenblätter erkundigten sich bei den etablierten Gelehrten nach dem wissenschaftlichen Wert seiner Forschung; die-

se behaupteten, er habe keine Ahnung von den Gestirnen, bestritten seine gesicherten Beobachtungen, leugneten seine sichersten Entdeckungen und verurteilten seine klügsten und fruchtbarsten Hypothesen. Haß und Neid, die ihm entgegenschlugen, schmeichelten ihm und brachten ihn in Hochstimmung. Tief drunten durchbohrten unendlich viele Lichter die Schwärze der Nacht. Wie viele Alpträume, wie viele Illusionen, wieviel schlaflose Unruhe, wieviel Elend mochte diese große Stadt bergen?

„In dieser riesigen Stadt“, sagte er zu sich selbst, „liefern sich die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit eine Schlacht.“

Und er begann die verwirrende und dreckige Wirklichkeit durch eine einfache und großartige Poesie zu ersetzen: Er betrachtete die Affäre Pyrot als einen Kampf guter und böser Engel. Er erwartete den endgültigen Sieg der Söhne des Lichts und beglückwünschte sich, ein Kind des Lichts zu sein, das die Kinder der Nacht niederringt.

## **Richter Chaussepied**

Angesichts der Banden des Kapuziners Douillard und der Anhänger des Prinzen Crucho gingen den Republikanern, bis dahin von Furcht geblendet, unvorsichtig und dumm, die Augen auf, und sie verstanden endlich den wahren Sinn der Affäre Pyrot. Nicht dass die Abgeordneten, die seit zwei Jahren vor dem Gebrüll der patriotischen Massen erleichteten, mutiger geworden wären, aber sie wechselten den Gegenstand ihrer Feigheit und warfen dem Ministerium Robin Mielleux jene Umtriebe vor, die sie selbst begünstigt und deren Hintermänner sie mehrfach zitternd vor Furcht dazu beglückwünscht hatten. Sie warfen ihm vor, durch seine Schwäche, die die ihre war, und durch Begünstigung der Anti-Pyrotisten, die sie selbst ihm aufgezwungen hatten, die Republik in Gefahr gebracht zu haben. Manche begannen zu überlegen, ob es nicht eher in ihrem Interesse wäre an die Unschuld Pyrots zu glauben als an seine Schuld, und eine schreckliche Angst erfüllte sie von da an bei dem Gedanken, dieser Unglückliche könnte zu Unrecht verurteilt worden sein und büße in seinem Freiluftkäfig die Verbrechen eines andern. „Ich kann deswegen nicht mehr schlafen“, sagte der Minister Guillaumette, der Nachfolger seines Chefs werden wollte, im vertraulichen Gespräch zu einigen Mitgliedern der Mehrheit.

Die würdigen Gesetzgeber stürzten das Kabinett, und der Präsident der Republik ersetzte Robin Mielleux durch einen vollbärtigen aufrichtigen Republikaner namens La Trinité, der wie die meisten Pinguine kein Wort von der Sache verstand, aber fand, dass es darin irgendetwas zuviele Kleriker und adlige Herren gebe.

Bevor er das Ministerium verließ, gab General Greatauk dem Chef des Generalstabs Panther seine letzten Empfehlungen.

„Ich gehe und Sie bleiben“, sagte er und drückte ihm die Hand. „Die Affäre Pyrot ist meine Tochter, ich vertraue sie Ihnen an. Sie ist Ihrer Liebe und Sorge würdig. Vergessen Sie nicht, dass ihre Schönheit den Schatten sucht, sich im Geheimen entfaltet und hinter Schleiern verhüllt bleiben will. Nehmen Sie Rücksicht auf ihr Schamgefühl. Schon zu viele indiskrete Blicke haben ihren Zauber entweiht ... Panther, Sie haben Beweise gewollt und erhalten. Sie haben viele davon, zu viele. Ich sehe ungeschicktes Eingreifen und gefährliche Neugier voraus. An ihrer Stelle würde ich alle diese Akten fortschmeißen. Glauben Sie mir, der beste Beweis ist kein Beweis. Denn das ist das einzige, was man nicht diskutiert.“

Leider verstand General Panther nicht die Weisheit dieser Ratschläge. Die Zukunft sollte der Klarsichtigkeit von Greatauk nur allzu sehr Recht geben. Seit seinem Eintritt in das Ministeramt verlangte La Trinité die Akte der Affäre Pyrot. Péniche, sein Kriegsminister, verweigerte sie ihm im Namen des höheren Interesses der nationalen Verteidigung, wobei er ihm anvertraute, dass diese Akte unter der Obhut von General Panther das größte Archiv der Welt umfasste. La Trinité studierte den Prozess so gut er konnte und ohne ihn restlos zu verstehen, kam ihm der Verdacht, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Er ordnete gemäß seinen Rechten und Prärogativen die Revision an. Sogleich beschuldigte ihn sein Kriegsminister Péniche die Armee zu beleidigen und das Vaterland zu verraten und warf ihm sein Portefeuille an den Kopf. Er wurde durch einen andern ersetzt, der das selbe tat und dem ein Dritter folgte, der es machte wie seine Vorgänger, und so taten es auch alle Nachfolger bis Nummer siebzig, und der ehrenwerte La Trinité stöhnte unter dem Beschuss der kriegerischen Portefeuilles.

Der einundsiebzigste Kriegsminister, van Julep, blieb im Amt. Nicht weil er anderer Meinung gewesen wäre als so viele und so hervorragende Kollegen, sondern weil er von ihnen beauftragt war, den Regierungschef zu verraten, mit Schimpf und Schande zu bedecken und die Revision zum Ruhm von Greatauk zu wenden, zur Zufriedenheit der Anti-Pyrotisten, zum Nutzen des Klerus und zur Restauration von Prinz Crucho.

General van Julep, ein Mann von hohen militärischen Tugenden, hatte keinen so feinen Geist um das geschickte Vorgehen und die erlesenen Methoden von Greatauk anzuwenden. Er dachte wie General Panther, dass es gegen Pyrot fassbarer Beweise bedürfe, von denen man nie zuviel und nie genug haben könne. Er gab diese Meinung seinem Generalstabschef kund, der nur zu geneigt war sie zu teilen.

„Panther“, sagte er zu ihm, „Die Zeit wird kommen, wo wir Beweise über Beweise brauchen werden.“

„Wir haben genug, Herr General“, antwortete Panther. „Ich werde meine Akten vervollständigen.“

Sechs Monate später füllten die Beweise gegen Pyrot zwei Stockwerke des Kriegsministeriums. Unter dem Gewicht der Akten stürzte die Decke ein und die angehäuften Beweise begruben unter sich zwei wachhabende Offiziere, vierzehn Bürovorsteher und sechzig Mitarbeiter, die im Erdgeschoß an der Verbesserung der Gamaschen für die Infanterie arbeiteten. Man musste die Mauern des riesigen Gebäudes stützen. Mit Erstaunen sahen die Passanten gewaltige Pfähle und ungeheure Stützpfiler an der Fassade des einstmals stolzen, jetzt aber schwankenden und einsturzgefährdeten Gebäudes, die die Straße versperrten, Autos wie Fußgänger behinderten und an denen vollbesetzte Autobusse zerschellten.

Die Richter, die Pyrot verurteilt hatten, waren eigentlich keine Richter, sondern Militärs. Die Richter, die Colomban verurteilt hatten, waren Richter, aber kleine Richter mit einem schwarzen Umhang wie Messner, die die Sakristei kehren, arme Teufel von Richtern, Hungerleider des Justizwesens. Über ihnen thronten hohe Richter, die an ihrer roten Robe einen Hermelinkragen trugen. Diese, berühmt wegen ihres Wissens und ihrer Lehre, bildeten einen Gerichtshof, dessen schrecklicher Name schon seine Macht zum Ausdruck brachte. Man nannte ihn Kassationsgerichtshof, um zum Ausdruck zu bringen, dass er der Hammer war, der über den Urteilen und Befehlen aller anderen Gerichte schwebte.

Einer von diesen großen rotgewandeten Richtern des obersten Gerichtshofs namens Chaussepied führte damals in einem Vorort von Alca ein ruhiges und bescheidenes Leben. Seine Seele war rein, sein Herz ehrlich, sein Geist gerecht. Wenn er mit dem Studium seiner Akten fertig war, spielte er Geige und züchtete Hyazinthen. Sonntagabends pflegte er bei seinen Nachbarinnen, den Damen Helbivore zu speisen. Er war trotz seines Alters gut gelaunt und in bester körperlicher Verfassung und seine Freunde rühmten an ihm die Heiterkeit seines Gemüts.

Dennoch zeigte er sich seit einigen Monaten reizbar und betrübt, und wenn er eine Zeitung aufschlug, verzerrten Kummerfalten sein rosiges und volles Gesicht, und Zornesröte verdunkelte es. Pyrot war der Grund. Richter Chaussepied konnte nicht verstehen, dass ein Offizier eine so schändliche Tat wie die Lieferung von achtzigtausend Heubündeln an eine benachbarte und feindliche Macht begangen haben sollte, und noch weniger verstand er, dass der Schurke namhafte Verteidiger in Pinguinien gefunden hatte. Der Gedanke, dass es in seinem Vaterland einen Pyrot, einen Oberst Hastaing, einen Colomban, einen Kerdanic, einen Phoenix gebe, verdarb ihm seine

Hyazinthen, seine Geige, und sein Abendessen bei den Damen Helbivore.

Nachdem der Prozess Pyrot vom Generalstaatsanwalt zur Überprüfung vor den höchsten Gerichtshof gebracht worden war, fiel dem Richter Chaussepied die Aufgabe zu, den Fall zu untersuchen und darin mögliche Rechtsfehler zu entdecken. Obwohl er persönlich so integer und anständig war wie man nur sein konnte und geprägt von einer langen Gewohnheit der Amtsführung ohne Haß und Begünstigung, rechnete er damit, in den ihm vorgelegten Dokumenten Beweise einer gewissen Schuld und eines bestimmten Vergehens zu finden. Nach langen Schwierigkeiten und immer wiederholter Weigerungen des Generals van Julep erhielt er schließlich die Akten. Nach Abschnitten und Paragraphen geordnet waren es vierzehn Millionen sechshundertsechszwanzigtausenddreihundertzwölf Seiten. Als er sie studierte, war der Richter zuerst überrascht, dann erstaunt, dann verblüfft, dann bestürzt, und schließlich, wie man so sagt, fiel er aus allen Wolken. Er fand in diesen Akten Werbeprospekte, Zeitungen, Strickmuster, Papiertüten, alte Geschäftsbriefe, Schulhefte, Putzlumpen, Glaswolle, Spielkarten und sechstausend Exemplare von „*Der Schlüssel zur Traumdeutung*“ — aber kein einziges Dokument, in dem von Pyrot die Rede war.

## **Schluß**

Das Urteil wurde kassiert und Pyrot aus seinem Käfig heruntergelassen.

Die Antipyrotisten gaben sich nicht geschlagen. Die Militärrichter verurteilten Pyrot ein weiteres Mal. In dieser zweiten Affäre übertraf Greatauk sich selbst. Er erreichte eine zweite Verurteilung, indem er erklärte, die dem Obersten Gerichtshof vorgelegten Beweise seien nichts wert, und man hätte sich wohl gehütet, die echten Beweise vorzulegen, denn diese müssten geheim bleiben. Nach Meinung von Kennern hatte er noch nie eine vergleichbare Geschicktheit entwickelt. Als er nach seiner Aussage inmitten von Neugierigen mit ruhigem Schritt, die Hände hinter dem Rücken, die Vorhalle des Gerichts durchquerte, stürzte sich eine rotgekleidete Frau, deren Gesicht von einem schwarzen Schleier bedeckt war, auf ihn und zückte ein Küchenmesser:

„Stirb, Schurke!“ rief sie.

Es war Maniflore. Bevor seine Leibwächter verstanden hatten, was vor sich ging, packte der General ihr Handgelenk und drückte es sanft, aber mit einer solchen Kraft, dass das Messer aus der schmerzenden Hand fiel.

Er hob es auf und reichte es Maniflore.

„Madame“, sagte er zu ihr, indem er sich verbeugte, „Sie haben Ihr Haushaltsgerät fallen lassen.“

Er konnte nicht verhindern, dass die Heldin auf die Polizeiwache gebracht wurde, aber er befahl sogleich, sie wieder freizulassen und setzte später seinen ganzen Einfluss ein, um ihre gerichtliche Verfolgung zu beenden.

Die zweite Verurteilung war Greatauks letzter Sieg.

Richter Chaussepied, der einst die Soldaten so sehr geliebt und die Militärgerichtsbarkeit so sehr bewundert hatte, war jetzt zornig und kassierte alle Urteile der Militärtribunale so schnell wie ein Affe Nüsse knackt. Er rehabilitierte Pyrot ein zweites Mal; er hätte ihn, wenn nötig, auch fünfhundertmal rehabilitiert.

Wütend darüber, dass sie feige gewesen waren und sich hatten täuschen und foppen lassen, wandten sich die Republikaner jetzt gegen die Pfaffen. Die Abgeordneten verabschiedeten Gesetze zur Ausweisung der Kleriker, Trennung von Kirche und Staat und Beschlagnahme kirchlichen Eigentums. Es kam, wie der gute Pater Cornemuse vorausgesehen hatte. Der gute Geistliche wurde aus dem Karnickelwald vertrieben. Die Steuerfahndung beschlagnahmte seine Reagenzgläser und Destillationskolben, und die Liquidatoren teilten sich die Flaschen mit dem Sankt-Orberose-Likör. Der fromme Schnapsbrenner verlor dadurch die dreieinhalb Millionen Francs Jahreseinkommen, die ihm seine kleinen Produkte einbrachten. Pater Agaric begab sich ins Exil, seine Schule ging in weltliche Hände über, die sie zugrunde richteten. Getrennt vom nährenden Vater Staat trocknete die Kirche Pinguiniens aus wie eine abgeschnittene Blume.

Als Sieger zerfleischten sich die Verteidiger des Unschuldigen und überschütteten sich gegenseitig mit Beschimpfungen und Verleumdungen. Der wilde Kerdanic stürzte sich auf Phoenix als wolle er ihn fressen. Die großen Juden und die siebenhundert Pyrots wandten sich voll Verachtung von ihren sozialistischen Verbündeten ab.

„Lasst uns in Ruhe mit eurer sozialen Gerechtigkeit.“, sagten sie. „Die beste soziale Gerechtigkeit besteht in der Verteidigung der unternehmerischen Freiheit.“

Als Abgeordneter und Chef der neuen Mehrheit wurde Genosse Larrivee von der Kammer und der öffentlichen Meinung zum Ratspräsidenten ernannt. Er erwies sich als energischer Verteidiger der Militärtribunale, die Pyrot verurteilt hatten. Als seine ehemaligen sozialistischen Genossen ein wenig mehr Gerechtigkeit und Freiheit für die Staatsangestellten und die Arbeiterschaft forderten, trat er ihnen mit einer glänzenden Rede entgegen:

„Freiheit“, so sprach er, „heißt nicht Zügellosigkeit. Zwischen Ordnung und Unord-

*Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel*

nung habe ich meine Wahl getroffen: Revolution heißt Machtlosigkeit. Der Fortschritt hat keinen schlimmeren Feind als die Gewalt. Mit Gewalt erreicht man nichts. Meine Herren, wer wie ich Reformen will, der muß zu allererst alles dafür tun, diese Agitation zu beenden, die die Regierung erschöpft wie das Fieber die Kranken. Es ist an der Zeit, die ehrbaren Bürger zu beruhigen.“

Die Rede fand großen Beifall. Die Regierung der Republik blieb unter der Kontrolle der Hochfinanz, die Armee widmete sich ausschließlich der Verteidigung des Kapitals, die Flotte sorgte für die Aufträge der metallverarbeitenden Industrie. Die Reichen weigerten sich, ihre Steuern zu zahlen, die Armen zahlten wie seit eh und je für sie.

Währenddessen betrachtete Bidault–Coquille voll Trauer von seinem alten Turm unter dem Sternenhimmel die schlafende Stadt. Maniflore hatte ihn verlassen; verzehrt von der Suche nach einem neuen Ziel und neuen Opfern war sie in Begleitung eines jungen Bulgaren nach Sofia gegangen, um dorthin Gerechtigkeit und Menschenrechte zu bringen. Er trauerte ihr nicht nach, hatte er doch erkannt, dass sie weder körperlich noch geistig so schön war, wie er geglaubt hatte. Auch über vieles andere hatten sich seine Anschauungen gewandelt. Und was das Allerschlimmste war, auch sich selbst hielt er nicht mehr für so bedeutend und schön wie früher.

Und er dachte:

„Du kamst dir edel vor weil du nichts hattest als dein reines Herz und deinen guten Willen. Worauf warst du stolz, Bidault–Coquille? Als erster gewusst zu haben, dass Pyrot unschuldig und Greatauk ein Schurke war? Aber drei Viertel von denen, die Greatauk gegen die Angriffe der siebenhundert Pyrots verteidigten, wussten das besser als du. Das war nicht die Frage. Worauf warst du so stolz? Gesagt zu haben, was du denkst? Das war Zivilcourage, und diese beruht, wie der Mut des Soldaten im Krieg, auf Unvorsichtigkeit. Du bist mutig gewesen. Daran gibt es nichts zu tadeln, aber es ist kein Grund, dich übermäßig zu loben. Dein Risiko war gering, du setztest dich nur mittelmäßigen Gefahren aus. Deinen Kopf hast du nicht riskiert. Die Pinguine haben nicht mehr die grausame und blutige Wildheit, der ihren Revolutionen ehemals eine tragische Größe verlieh. Soll man dich für einen überlegenen Geist halten, weil du in einem einzigen Punkt ein wenig mehr Klarsicht gezeigt hast als der Durchschnitt? Ich fürchte im Gegenteil, Bidault–Coquille, dass du einen großen Mangel an Einsicht in die Bedingungen der geistigen und moralischen Entwicklung der Völker bewiesen hast. Du stelltest dir die soziale Ungerechtigkeit aufgereiht vor wie Perlen an einer Schnur und glaubtest, es genüge an einer zu ziehen, um die Kette aufzulösen. Und das ist eine sehr naive Vorstellung. Du schmeicheltest dir, mit einem Schlag die Gerechtigkeit

## *Schluß*

in deinem Land und im Universum herstellen zu können. Du warst ein tapferer Mann und ein ehrlicher Idealist, ohne viel Hintergedanken. Doch erforsche dich selbst, und du wirst erkennen, dass du dennoch nicht ohne Falschheit gewesen bist und in all deiner Naivität nicht ohne List. Du hast dir gesagt: 'Ich bin ein für alle Mal gerecht und mutig. Ich werde mich einmal in der öffentlichen Meinung und im Lob der Historiker ausruhen können.' Und jetzt, wo du deine Illusionen verloren hast, wo du weißt, dass man immer wieder neu beginnen muß, kehrst du zu deinen Asteroiden zurück. Du hast recht, aber bleib bescheiden, Bidault-Coquille!"



# Die Neuzeit. Madame Cérés.

*Nur die Extreme sind erträglich.*

(Graf Robert de Montesquiou)

## Der Salon von Madame Clarence

Madame Clarence, Witwe eines hohen Beamten der Republik, liebte es Besuch zu empfangen. Jeden Donnerstag trafen sich bei ihr Freunde in bescheidenen Verhältnissen, die die Konversation liebten. Die Damen, die ihren Salon frequentierten, waren sehr verschieden nach Alter und Stand, hatten alle kein Geld und viel gelitten. Es gab dort eine Herzogin, die aussah wie eine Wahrsagerin vom Jahrmarkt und eine Wahrsagerin, die aussah wie eine Herzogin. Madame Clarence war eine Dame von friedvollem und vernünftigem Naturell, noch jung genug, um alte Beziehungen aufrecht zu erhalten, aber nicht mehr, um neue zu knüpfen. Sie hatte eine sehr hübsche Tochter ohne Mitgift, die den Gästen Angst einflößte, denn die Pinguine fürchteten mittellose Mädchen wie das Feuer. Eveline Clarence bemerkte ihre Reserviertheit, entdeckte den Grund dafür und servierte seitdem den Tee mit Verachtung im Gesicht. Im Übrigen zeigte sie sich wenig und sprach nur mit den Damen oder sehr jungen Leuten. Ihre sporadische und diskrete Anwesenheit störte die Plauderer nicht, die entweder dachten, dass sie als junges Mädchen sowieso nichts verstand, oder dass sie mit ihren fünfundzwanzig Jahren ruhig alles hören konnte.

An einem Donnerstag sprach man im Salon von Madame Clarence über die Liebe, die Damen geheimnisvoll mit Stolz und Gefühl, die Herren indiskret und überheblich. An der Konversation interessierte jeden hauptsächlich, was er selbst dazu zu sagen hatte. Viel Geist wurde gezeigt, man warf brillante Bemerkungen und lebhaftere Entgegnungen ein.

„Die Liebe ist ein Opfer“, seufzte Madame Crémour.

„Das denke ich auch“, antwortete Herr Boutourlé bewegt.

Doch Professor Haddock schockierte alle.

„Mir scheint, dass die Pinguininnen zuviel Aufhebens darum machen seit sie durch die Tat des heiligen Maël lebendgebärend geworden sind. Sie haben dennoch keinen

Grund dazu, denn diese Eigenschaft teilen sie mit den Kühen und Säuen, ja sogar mit den Orangen- und Zitronenbäumen, deren Samen in der Fruchthülle keimen.“

Der unerträgliche Professor sprach noch lange, fügte Unschickliches an Unpassendes, Frechheiten zu Ungehörigkeiten und vermehrte die Peinlichkeit, indem er herabsetzte was achtenswert ist und lobte was man allgemein verachtete, doch niemand hörte ihm zu.

An diesem Tag ließ sich Herr Hippolyte Cérés vorstellen. Er war Abgeordneter von Alca und eines der jüngsten Mitglieder der Kammer. Man sagte, er sei der Sohn eines Kneipenwirts, aber er selbst war Advokat, ein guter Redner und stattlicher Mann, der bedeutend aussah und für geschickt galt.

„Herr Cérés“, sagte die Herrin des Hauses zu ihm, „sie vertreten das schönste Arrondissement von Alca.“

„Und es wird von Tag zu Tag schöner, Madame.“

„Leider kann man dort nicht mehr aus dem Haus gehen!“, rief Herr Boutourlé.

„Warum das denn?“ fragte Herr Cérés.

„Na, wegen der Autos!“

„Sie sollten sich nicht darüber beklagen“, antwortete der Abgeordnete. „Das ist unsere große nationale Industrie.“

„Das weiß ich, Monsieur. Die Pinguine von heute lassen mich an die alten Ägypter denken. Nach Taine, der sich auf Clemens von Alexandrien beruft, dessen Text er übrigens gefälscht hat, haben die Ägypter die Krokodile angebetet, die sie fraßen; die Pinguine beten die Autos an, die sie überfahren. Ohne Zweifel, die Zukunft gehört dem stählernen Tier. Man wird ebensowenig zum Fiaker zurückkehren wie zur Postkutsche. Und das lange Martyrium des Pferdes findet ein Ende. Das Auto, das die frenetische Profitgier der Unternehmer wie einen Juggernautwagen auf das verdatterte Volk warf und aus dem die Müßiggänger und Snobs ein schwachsinniges und verhängnisvolles Prestigeobjekt gemacht haben, wird bald seine Notwendigkeit erweisen und, indem es seine Kraft dem ganzen Volk zur Verfügung stellt, zu einem folgsamen und fleißigen Ungeheuer werden. Doch damit es eine Wohltat werde statt zu schaden, wird man ihm Wege bauen müssen, die zu seinen Eigenheiten passen, Straßen, die es nicht mehr mit seinen unersättlichen Pneus zerreißen kann und von denen es keinen giftigen Staub mehr in die menschlichen Lungen wirbelt. Man wird diese neuen Wege den langsameren Fahrzeugen verbieten müssen und wie für die einfachen Tiere Garagen und Stellplätze bauen um Ordnung und Harmonie im zukünftigen Straßenwesen zu erreichen. Das ist der Wunsch eines guten Bürgers.“

Madame Clarence lenkte das Gespräch auf die Verschönerungen des Arrondisse-

ments, das Herr Cérés vertrat, der seine Begeisterung für Abrisse, Untertunnelungen, Bauten und Wiederaufbauen sowie allerhand andere gewinnbringende Operationen nicht verbarg.

„Man baut heute auf eine bewundernswerte Weise“, sagte er. „Hat man je etwas so schönes gesehen wie unsere Stahlbetonbrücken und unsere Hotels mit den Kuppeln?“

„Sie vergessen das große Palais mit dem ungeheuren Melonenglockenturm“, brummte mit dumpfer Wut Herr Daniset, ein alter Kunstliebhaber. „Ich bin immer wieder verblüfft zu sehen, welchen Grad von Hässlichkeit eine moderne Stadt erreichen kann. Alca wird amerikanisiert, überall vernichtet man was frei ist, ungezwungen, ausgewogen, mäßig, vernünftig, menschlich und traditionsverhaftet. Überall zerstört man diesen Zauber, verschwindet eine alte, von Ästen überragte Mauer, überall vernichtet man ein wenig Licht und Luft, ein wenig Natur, ein paar Erinnerungen an unsere Vorfahren wie an uns selbst, und man zieht gewaltige, schreckliche und schändliche Häuser hoch, mit diesen nachgemachten Wiener Kuppeldächern oder nach der modernen Kunst: schmuck- und gesichtslos, aber mit finsternen Vorbauten und albernen Giebeln. Schamlos breiten sich diese Monstren überall in der Stadt aus. Zwiebelartige Höcker verunstalten die Fassaden. Man nennt das moderne Kunst. Ich habe in andern Ländern moderne Architektur gesehen. Das war nicht so übel; es strahlte Ehrlichkeit und Phantasie aus. Bei uns aber kann man, ein trauriges Privileg, die neueste und häßlichste Architektur betrachten.“

„Fürchten Sie nicht“, fragte Herr Cérés streng, „dass so bittere Kritiken geeignet sind, die Touristen aus unserer Hauptstadt zu vertreiben, die aus aller Welt hierherkommen und Milliarden hierlassen?“

„Seien Sie beruhigt“, antwortete Herr Daniset. „Die Ausländer kommen nicht wegen unserer Baukunst, sondern wegen unserer Huren, unserer Schneider und unserer Nepplokale.“

„Wir haben eine schlechte Angewohnheit“, seufzte Herr Cérés. „Das ist, dass wir uns ständig selbst verleumdern.“

Als vollendete Gastgeberin hielt es Madame Clarence für angebracht, auf die Liebe zurückzukommen und fragte Herrn Jumel, was er von dem neuen Buch des Herrn X. halte, der sich beklage ...

„Dass eine unvernünftige Sitte“, setzte Professor Haddock fort, „es den jungen Damen aus gutem Hause nicht gestattet, Liebe zu machen, obwohl diese es gerne täten, während die käuflichen Mädchen zuviel davon machen, obwohl es ihnen kein Vergnügen bereitet. Das ist in der Tat beklagenswert, aber der Autor sollte sich deshalb nicht allzu sehr betrüben. Wenn das Übel in unseren bürgerlichen Kreisen auch so ist wie er

sagt, kann ich ihm doch bestätigen, dass er überall anderswo ein tröstlicheres Schauspiel sehen würde. Im Volk, dem riesigen Volk in der Stadt und auf dem Land berauben sich die Mädchen nicht der Liebe.“

„Das ist Unmoral, mein Herr!“, sagte Madame Crémeur, und feierte die Unschuld der jungen Mädchen mit Worten voll Sittsamkeit und Anmut. Es war entzückend!

Dagegen waren die Ausführungen von Professor Haddock zu diesem Thema schockierend:

„Die jungen Mädchen aus gutem Hause“, sagte er, „werden behütet und überwacht. Die Männer halten sich zurück: aus Ehrlichkeit, aus Angst vor einer schrecklichen Verantwortung und weil die Verführung eines jungen Mädchens ihnen nicht zur Ehre gereicht. Dabei wären diese Mädchen leichter zu haben als die verheirateten Frauen, wenn sie ebenso umworben würden, aus zwei Gründen: sie haben noch mehr Illusionen und ihre Neugier ist noch nicht befriedigt. Verheiratete Frauen haben meistens bereits so schlechte Erfahrungen mit ihrem Ehemann gemacht, dass sie nicht so schnell den Mut finden, mit einem andern etwas anzufangen. Der zu Ihnen spricht ist bei seinen Verführungsversuchen schon mehrfach über dieses Hindernis gestolpert.“

In dem Moment als Professor Haddock ans Ende seiner unerfreulichen Darlegungen kam, betrat Fräulein Eveline Clarence den Salon und servierte ungerührt den Tee mit einem Ausdruck von Langeweile im Gesicht, der ihrer Schönheit einen orientalischen Zauber verlieh.

„Man mag mir gestatten, für die jungen Damen eine Lanze zu brechen“, sagte Hippolyte Cérés und betrachtete sie.

„So ein Schwachkopf!“, dachte das Mädchen.

Dem Abgeordneten Hippolyte Cérés, der noch nie seine aus Wählern und Gewählten bestehende politische Welt verlassen hatte, erschien der Salon von Madame Clarence sehr erlesen, die Hausherrin sehr vornehm und ihre Tochter wunderschön; er war von nun an ständig um sie und machte der einen wie der andern den Hof. Madame Clarence, die neuerdings Sorgen plagten, fand ihn angenehm. Eveline dagegen zeigte ihm keinerlei Wohlwollen und behandelte ihn mit einem Hochmut und einer Geringschätzung, die er jedoch für ein Zeichen von Aristokratie und Vornehmheit hielt, weshalb er sie um so mehr bewunderte.

Dieser gestandene Mann bemühte sich, ihnen Freude zu bereiten, und manchmal gelang es ihm auch. Er verschaffte ihnen Eintrittskarten für die großen Veranstaltungen und Logenplätze in der Oper. Er lieferte Fräulein Clarence mehrere Gelegenheiten, sich sehr vorteilhaft in Szene zu setzen, vor allem bei einer Party auf dem Land, die von

einem Minister gegeben wurde und allgemein als wirklich schick galt und der Republik den ersten Erfolg bei den Schönen und Reichen einbrachte.

Bei diesem Fest erregte die vielbeachtete Eveline vor allem die Aufmerksamkeit eines jungen Diplomaten namens Roger Lambilly, der sie, weil er sie für so eine hielt, in seine Junggesellenbude einlud. Sie fand ihn schön und hielt ihn für reich, also besuchte sie ihn. Ein wenig gerührt, fast verstört, wäre sie beinahe Opfer seines Mutes geworden.

Im Umgang mit den Ministern und dem Staatspräsidenten trug Eveline ein aristokratisches Wesen und eine Frömmigkeit zur Schau, die ihr die Sympathien der Führungselite der antiklerikalen und demokratischen Republik erwarben. Als Herr Hippolyte Cérés sah, dass sie reussierte und ihm Ehre machte, liebte er sie um so mehr: er war regelrecht verknallt.

Auch sie begann ihn trotz allem mit Interesse zu beobachten, neugierig, ob seine Verliebtheit noch zu steigern wäre. Er erschien ihr ungebildet, grob und schlecht erzogen, aber er war aktiv, findig, immer gut informiert und kein Langweiler. Noch machte sie sich über ihn lustig, aber sie beschäftigte sich mit ihm.

Eines Tages wollte sie sein Gefühl auf die Probe stellen.

Es war im Wahlkampf, als Cérés die Erneuerung seines Mandats anstrebte, wie das so heißt. Er hatte einen zunächst wenig gefährlichen Konkurrenten ohne rednerische Fähigkeiten, der jedoch reich war und täglich Stimmen hinzugewann, wie man glaubte. Hippolyte Cérés verbannte Unbesorgtheit und Panik aus seinem Kopf und verdoppelte seine Wachsamkeit. Sein Hauptkampfmittel waren seine öffentlichen Versammlungen, wo er mit der Kraft seiner Lungen den Rivalen niederschmetterte. Sein Komitee organisierte am Samstagabend und sonntags um drei Uhr nachmittags große Diskussionsveranstaltungen. An einem Sonntag, als er die Damen Clarence besuchte, fand er Eveline allein im Salon. Er sprach mit ihr zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten, als er die Taschenuhr herauszog und bemerkte, dass es bereits dreiviertel drei war. Das Mädchen tat liebenswürdig, aufreizend, neckisch und lockend. Cérés erhob sich bewegt.

„Einen Augenblick noch!“, sagte sie zu ihm mit schmachtender und sanfter Stimme, die ihn auf den Stuhl zurücksinken ließ.

Sie zeigte ihm Interesse, Sehnsucht, Neugier, Schwäche. Er wurde erst rot, dann bleich und erhob sich wieder. Um ihn zurückzuhalten, richtete sie betrübt ihre Augen auf ihn, deren Grau feucht schimmerte und sagte nichts mehr, während ihre Brust bebte. Besiegt, verwirrt und vernichtet fiel er ihr zu Füßen, doch nachdem er erneut seine Uhr gezogen hatte, sprang er auf:

„Verflucht nochmal! Fünf vor vier! Höchste Zeit die Kurve zu kratzen.“ Und sogleich sprang er die Treppe hinunter.

Seitdem empfand sie für ihn eine gewisse Achtung.

## Die Heirat eines Politikers

Eigentlich liebte sie ihn nicht sehr, doch sie wollte, dass *er* sie liebte. Sie war überhaupt sehr zurückhaltend ihm gegenüber, und das nicht nur wegen ihrem Mangel an Zuneigung. Den Frauen dient ja gelegentlich eine zur Schau getragene Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit auch dazu, ihre Macht zu erproben und befriedigt ihre Wirkungen festzustellen, doch der Grund ihrer Vorsicht war auch, dass sie wußte, dass er ein „Flegel“ war, imstande, die Vorteile aus ihrem Vertrauen zu genießen, und ihr dann ihr Verhalten grob vorzuwerfen, wenn sie nicht mehr wollte.

Weil er von Berufs wegen antiklerikal und Freidenker war, hielt sie es für gut, vor ihm die Fromme zu spielen, mit großformatigen, in rotes Saffianleder gebundenen Gebetbüchern herumzulaufen, wie den „*Andachten über das Leiden und die Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus*“ der Königin Marie Leczinska und der Kronprinzessin Marie-Josèphe, und sie führte ihm beständig die Spenden vor Augen, die sie für die Erhaltung des nationalen Kultes der heiligen Orberose empfing. Eveline tat das nicht um ihn ärgern oder zu necken, auch nicht aus Widerspruchsgeist oder Snobismus, obwohl all das natürlich dabei war. Sie bestätigte sich auf diese Weise, entwickelte einen Charakter, wuchs, und — um den Mut des Abgeordneten aufzustacheln — hüllte sie sich in die Religion wie Brunhilde in den Flammenmantel um Siegfried zu gewinnen. Ihre Kühnheit hatte Erfolg; er fand sie schöner als je. In seinen Augen wurde der Klerikalismus schick.

Mit gewaltiger Mehrheit wiedergewählt, wurde Cérés Mitglied einer Kammer, die nach links gerückt war, fortschrittlicher als die vorherige und, wie es schien, reformwilliger. Da er bald bemerkt hatte, dass hinter dem so großen Eifer nichts stand als die Furcht vor der Veränderung und der aufrichtige Wunsch nichts tun zu müssen, nahm er sich vor, eine Politik zu verfolgen, die diesen Erwartungen gerecht werden sollte. Schon zu Beginn der Sitzung hielt er eine große, geschickt konzipierte und wohlformulierte Rede darüber, dass jede Reform wohlerwogen sein müsse, wofür er heiß, ja sogar glühend plädierte, getreu dem rhetorischen Grundsatz, dass ein Redner mit äußerster Radikalität für Mäßigung plädieren sollte. Die ganze Versammlung applaudierte ihm. Auf der Zuschauertribüne hörten ihm die Damen Clarence zu. Eveline fuhr unwillkürlich ein Schauer über den Rücken bei diesem feierlichen Applaus; in der selben Reihe erschauerte auch die schöne Madame Pensée unter dem sonoren Wohlklang dieser männlichen Stimme.

Hippolyte Cérés verließ das Rednerpult und ging, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen das Hemd zu wechseln, zur Zuschauertribüne um die Damen Clarence zu begrüßen, während die Abgeordneten noch applaudierten und die Publikation seiner epo-

chalen Rede forderten. Eveline fand in ihm die Schönheit des Erfolgs, und während er bescheiden, mit einer Spur von Überdruß die Glückwünsche der Damen entgegennahm, sich mit einem Taschentuch den Hals abtupfend, warf das Mädchen einen Seitenblick auf Madame Pensée, die schwer atmend, wie berauscht vom Schweiß des Helden nahe daran war in Ohnmacht zu fallen.

Eveline lächelte Herrn Cérés zärtlich zu.

Die Rede des Abgeordneten von Alca fand ein großes Echo. In den politischen Kreisen wurde er als ein sehr geschickter Mann beurteilt. „Wir haben soeben endlich mal wieder eine ehrliche Sprache gehört“, schrieb die große Zeitung der Gemäßigten. „Das ist ein ganzes politisches Programm“, sagte man in der Kammer. Ein enormes Talent, darin war man sich einig.

Hippolyte Cérés wurde nun der anerkannte Führer der Radikalen, Sozialisten und Antiklerikalen, die ihn zum Vorsitzenden ihrer Fraktion ernannten, der größten in der Abgeordnetenkammer. Bei der nächsten Regierungsumbildung war er als Minister vorgesehen.

Nach langem Zögern freundete sich Eveline Clarence mit dem Gedanken an, Herrn Hippolyte Cérés zu heiraten. Zwar war der große Mann für ihren Geschmack ein wenig zu gewöhnlich, und nichts wies bisher darauf hin, dass er eines Tages den Punkt erreichen würde, wo die Politik richtig Geld bringt, aber sie wurde schon siebenundzwanzig und kannte das Leben gut genug um zu wissen, dass man nicht zu heikel und zu anspruchsvoll sein durfte.

Hippolyte Cérés war berühmt, Hippolyte Cérés war glücklich. Man erkannte ihn nicht wieder: Die Eleganz seiner Anzüge und seiner Manieren wuchs bis an die Grenze des Erträglichen, er trug ständig weiße Handschuhe bis es keiner mehr mit ansehen konnte. Nun, da er *zu sehr* Mann von Welt geworden war, kamen selbst Eveline Zweifel, ob das nicht schlimmer sei als zuvor.

Madame Clarence begrüßte die Verlobung; so brauchte sie sich um die Zukunft ihrer Tochter keine Sorgen mehr zu machen und hatte jeden Donnerstag frische Blumen für ihren Salon.

Die Hochzeitsfeier warf allerdings Schwierigkeiten auf. Eveline war fromm und bestand auf dem Segen der Kirche. Hippolyte Cérés war tolerant, aber Freidenker und wollte nur standesamtlich heiraten. Es gab darüber Diskussionen und sogar herzerreißende Szenen. Die letzte fand statt in dem Zimmer des Mädchens, als man dabei war die Einladungskarten zu entwerfen. Eveline erklärte, ohne kirchliche Trauung würde sie sich nicht verheiratet vorkommen. Sie sprach davon, die Verlobung aufzulösen und mit ihrer Mutter ins Ausland zu gehen oder ins Kloster. Dann weinte sie, flehte ihn an

und schluchzte. Und alles schluchzte mit ihr in ihrem Mädchenzimmer: das Weihwasserkesselchen mit dem Buchszweig über dem weißen Bett, die Andachtsbüchlein auf dem kleinen Regal und die blau-weiße Statue der heiligen Orberose auf dem Marmorkamin, die den Drachen von Kappadokien fesselte. Hippolyte Cérés wurde weich; er war gerührt und nachgiebig.

Schön in ihrem Schmerz, mit tränenglänzenden Augen und mit Lapislazuli-Kettchen um die Handgelenke und wie gefesselt von ihrem Glauben warf sie sich plötzlich Hippolyte vor die Füße und umklammerte verzweifelt wie in Todesnot seine Knie.

Er hätte beinahe nachgegeben. Er stammelte: „Eine kirchliche Heirat, eine Trauung in der Kirche. Meinen Wählern könnte man so was noch zumuten; doch mein Wahlkomitee wird das nicht so leicht schlucken .... Nun, ich werde denen erklären, .... die Toleranz, die gesellschaftliche Notwendigkeit und so .... Sie schicken schließlich auch alle ihre Töchter zum Katechismus-Unterricht .... Doch verdammt! Ich schätze, Liebling, mein Ministeramt wird wohl im Weihwasser ertrinken.“

Bei diesen Worten erhob sie sich ernst, gefasst und ihrerseits nachgiebig geworden.

„Mein Freund, ich bestehe nicht mehr darauf.“

„Also keine religiöse Heirat! Das ist besser, viel besser!“

„Doch! Aber lassen Sie mich machen. Ich will versuchen, alles zu Ihrer Zufriedenheit wie zu meiner einzurichten.“

Sie besuchte den ehrwürdigen Pater Douillard und erklärte ihm die Situation. Er zeigte sich noch entgegenkommender und flexibler als sie gehofft hatte.

„Ihr Gatte ist ein intelligenter Mann, ein Mann der Ordnung und der Vernunft: Er wird auf unsere Seite kommen. Sie werden ihn heiligen. Nicht umsonst hat Gott ihm die Wohltat einer christlichen Gemahlin gewährt. Die Kirche verlangt nicht grundsätzlich für ihren ehelichen Segen den Pomp und den Glanz der Zeremonien. Nunmehr, da sie verfolgt wird, passen zu ihren Festen besser das Halbdunkel der Krypten und die verwinkelten Wege der Katakomben. Meine Dame, wenn Sie die behördlichen Formalitäten erledigt haben, kommen Sie in Alltagskleidung mit Herrn Cérés hierher in meine Kapelle; ich werde Sie dort unter Wahrung strengster Diskretion trauen. Ich werde vom Herrn Erzbischof den notwendigen Dispens, die Befreiung vom Kirchenbann, den Taufschein und was sonst noch nötig sein sollte, erlangen.“

Obwohl er das Ganze etwas riskant fand, fühlte sich Hippolyte geschmeichelt und stimmte zu:

„Ich werde in meiner Alltagsweste gehen“, sagte er.

Er ging hin im Gehrock, mit weißen Handschuhen und Lackschuhen, und machte die Kniebeugen.

„Schließlich sind das ja kultivierte Leute ...“

## **Das Kabinett Visire**

Der Haushalt Cérés richtete sich mit vornehmer Bescheidenheit in einer recht hübschen Wohnung in einem neuen Haus ein. Cérés liebte seine Frau treu und beständig, auch wenn ihn oftmals der Haushaltsausschuß vollständig in Anspruch nahm, und er mehr als drei Nächte in der Woche an seinem Bericht über den Haushalt der Post arbeitete, der sein Denkmal werden sollte. Eveline hielt ihn nach wie vor für einen ungehobelten Flegel, aber sie störte sich nicht mehr daran. Das Schlechte an dieser Lage war, dass sie relativ wenig Geld hatten.

Es ist ja so: Die Diener der Republik bereichern sich in ihrem Dienst nicht so sehr, wie man glaubt. Seit der Souverän nicht mehr da ist um seine Gunst zu verteilen, nimmt jeder was er kann, aber da jeder das gleichermaßen tut, ist die Beute bescheiden. Daher diese Sittenstrenge, die man bei den Häuptern der Demokratie beobachtet. Sie können sich nur in den Zeiten großer Geschäfte bereichern und sind dann stets Gegenstand des Neides ihrer weniger begünstigten Kollegen. Hippolyte Cérés sah in nächster Zukunft ein solches großes Geschäft voraus, und er gehörte zu jenen, die es vorbereiteten.

Inzwischen ertrug er in Würde seine Armut, an der Eveline, die sie teilte, weniger litt als man geglaubt hätte. Sie war in ständigem Kontakt zu dem ehrwürdigen Pater Douillard und besuchte die Kathedrale der heiligen Orberose, wo sie eine ernsthafte Gesellschaft fand und Leute, die ihr nützlich sein konnten. Sie verstand es sie auszuwählen und gab ihr Vertrauen nur denen, die es verdienten. Sie hatte seit ihren Spazierfahrten im Auto von Graf Clena junior an Erfahrung gewonnen, und vor allem hatte sie den Preis einer verheirateten Frau erworben.

Der Abgeordnete war zunächst beunruhigt über diese religiösen Umtriebe, die bereits das Ziel des Spotts von kleinen demagogischen Blättern geworden waren. Doch er beruhigte sich wieder, als er sah, dass auch andere Häupter der Demokratie sich mit Freude und Eifer der Aristokratie und der Kirche annäherten.

Man befand sich in einer dieser häufigen Perioden, wo man bemerkte, dass man zu weit gegangen war. Hippolyte Cérés teilte diese Kritik mit Maß. Seine Politik war keine Politik der Abgrenzung, sondern der Toleranz. Ihre Grundlagen hatte er bereits dargelegt in seiner großartigen Rede über Besonnenheit bei der Vorbereitung von Reformen. Die bestehende Regierung galt als zu fortschrittlich. Da sie Maßnahmen unterstützte, die man als gefährlich für das Kapital erkannte, hatte sie die großen Finanzgesellschaften und infolgedessen die Zeitungen aller Richtungen gegen sich. Die Regierung sah zwar die Gefahr wachsen, verzichtete auf ihre Pläne, ihr Programm, ihre Meinung; doch eine Regierungsumbildung kam zu spät. Nach einer hinterhältigen Anfrage von Paul

Visire, die sogleich in eine Interpellation verwandelt wurde, und einer sehr schönen Rede von Hippolyte Cérés fiel sie.

Die neuen Minister aus allen Gruppen der Mehrheit repräsentierten die verschiedensten und entgegengesetztesten Meinungen, aber sie waren alle gemäßigt und entschieden konservativ.<sup>1</sup>

Den Außenminister übernahm man aus dem alten Kabinett, einen kleinen, schwarzen Mann namens Victor Crombile, der im Größenwahn schweigend vierzehn Stunden am Tag arbeitete und sich vor seinen eigenen Agenten versteckte, ein schrecklich beunruhigender Mann, der niemand beunruhigte. Denn die Sorglosigkeit der Völker ist unendlich, und die der Regierenden kommt ihr gleich.

Für das Arbeitsministerium nahm man einen Sozialisten, Fortuné Lapersonne. In der Politik ist es ein fester Brauch, an die Spitze jedes Ministeriums, dessen Aufgabe die Bekämpfung des Sozialismus ist, einen Sozialisten zu stellen, so dass die Feinde des Reichtums und des Eigentums die Schande und die Bitterkeit demoralisiert, von einem der ihren zusammengeknüppelt zu werden, und sie sich nicht treffen können, ohne einander verstoßen zu müssen und insgeheim denjenigen zu suchen, der sie morgen ins Gefängnis werfen wird. Nur eine tiefe Unkenntnis des menschlichen Herzens würde es einem gestatten zu glauben, dass es schwer fiele, einen Sozialisten für solche Ämter zu finden. Bürger Fortuné Lapersonne trat aus freien Stücken in das Kabinett Visire ein, ohne einen Zwang, und er fand Leute, die das billigten, selbst unter seinen ehemaligen Freunden, so hoch war die Staatsmacht bei den Pinguinen angesehen.

General Débonnaire erhielt das Kriegsministerium. Er galt als einer der intelligentesten Generäle der Armee, doch er ließ sich von einer zwielichtigen Frau leiten, der Baronin von Bildermann, die auch im reifen Alter noch eine Schönheit war, jedoch im Sold einer benachbarten und feindlichen Macht stand.

Der neue Marineminister, der ehrenwerte Admiral Vivier des Murènes, allgemein als hervorragender Seemann anerkannt, zeigte eine Frömmigkeit, die in einem antiklerikalen Ministerium eigentlich fehl am Platz gewesen wäre, hätte die laizistische Republik nicht die Religion als seemännische Notwendigkeit anerkannt. Nach den Anweisungen des ehrwürdigen Paters Douillard, seines geistlichen Führers, weihte der ehrenwerte Admiral Vivier des Murènes die Besatzungen der Flotte der heiligen Orberose und ließ

---

<sup>1</sup>Da dieses Ministerium beträchtlichen Einfluß auf das Schicksal des Landes und der Welt ausgeübt hat, glauben wir seine Zusammensetzung angeben zu müssen:  
Inneres und Vorsitzender des Ministerrats: Paul Visire. Justiz: Pierre Bouc. Auswärtige Angelegenheiten: Victor Crombile. Finanzen: Terrasson. Bildung: Labillette. Handel, Post- und Fernmeldewesen: Hippolyte Cérés. Landwirtschaft: Aulac. Öffentliche Arbeiten: Lapersonne. Krieg: General Débonnaire. Marine: Admiral Vivier des Murènes.

von christlichen Barden Hymnen zu Ehren der Jungfrau von Alca komponieren, die in den Musikkapellen der Marine die Nationalhymne ersetzen.

Ministerpräsident Visire erklärte offen, dass er antiklerikal sei, aber religiöse Überzeugungen respektiere; er betonte erneut, ein Reformier zu sein, aber mit Augenmaß. Paul Visire und seine Mitarbeiter wollten Reformen, und um die Reformen nicht in Verruf zu bringen, schlugen sie keine vor. Denn sie waren echte Politiker und wußten, dass Reformen einen schlechten Ruf bekommen, sobald man sie vorschlägt.

Die neue Regierung wurde gut aufgenommen, beruhigte die Bessergestellten und ließ die Börsenkurse steigen. Sie gab den Auftrag zum Bau von vier Panzerkreuzern bekannt, eine strengere Verfolgung der Sozialisten und die grundsätzliche Ablehnung jeder Erhöhung der Einkommenssteuer. Die Ernennung Terrassons zum Finanzminister wurde besonders von der großen Presse begrüßt. Terrasson, ein ehemaliger Minister, der berühmt geworden war durch seine Börsenspekulationen, genehmigte alle Wunschträume der Finanzwelt und ließ eine Periode glänzender Geschäfte erwarten. Bald schoß die Milch des Reichtums in die drei Brüste der modernen Nationen: Die Übernahme von Betrieben, das Agio und die betrügerische Spekulation. Man sprach bereits von weitgespannten Unternehmungen, von Kolonien, und die Kühnsten lancierten in den Zeitungen ein Projekt zur Errichtung eines militärischen und wirtschaftlichen Protektorats über Nigritien.

Noch ohne sein Können bewiesen zu haben, galt Hippolyte Cérés als Bereicherung des Kabinetts. Die Geschäftswelt schätzte ihn. Von allen Seiten beglückwünschte man ihn, mit den extremen Parteien gebrochen zu haben, diesen gefährlichen Leuten, und sich der Regierungsverantwortung bewußt geworden zu sein.

Madame Cérés strahlte einsam unter allen Frauen des Ministeriums. Außenminister Crombile vertrocknete im Zölibat; Paul Visire hatte sich reich verheiratet, in eine großbürgerliche Kaufmannsfamilie aus dem Norden, mit einer untadeligen, vornehmen, hochgeschätzten und bescheidenen Dame, Mademoiselle Blampignon, die immer krank war und wegen ihres Gesundheitszustandes ständig bei ihrer Mutter in irgendeiner entfernten Provinz lebte. Die andern Ministersgattinnen waren nicht geschaffen um bewundernde Blicke auf sich zu ziehen, und man lächelte, wenn man las, dass Madame Labillette beim Ball der Regierung als Paradiesvogel erschienen war. Frau Admiralin Vivier des Murènes, aus einer guten Familie stammend, war breiter als hoch, hatte ein tiefrotes Gesicht, die Stimme eines Dragoners und lebte ihr eigenes Leben. Frau Generalin Débonnaire war lang, vertrocknet, mit roten Äderchen im Gesicht und ständig hinter jungen Offizieren her; von Lastern und Verbrechen gezeichnet, erregte sie nur wegen ihrer Häßlichkeit und ihres unverschämten Auftretens Aufmerksamkeit.

*Die Neuzeit. Madame Cérés.*

Madame Cérés war der Charme der Regierung und ihr strahlender Stern. Jung, schön, untadelig, verzauberte sie die politische Elite wie die Volksmassen gleichermaßen durch Eleganz im Auftreten und ihr strahlendes Lächeln.

In ihren Salons drängte sich die Hochfinanz. Sie gab die elegantesten *Garden-Parties* der Republik; die Zeitungen beschrieben ihre Kleidung und die besten Schneider arbeiteten umsonst für sie. Sie ging zur Messe, schützte die Sankt-Orberose-Kathedrale gegen die Feindseligkeit der Massen und erweckte Hoffnung in den Herzen der Aristokraten.

Mit ihren goldenen Haaren, grauen Augen, anmutigen Haltung, schlank und wohlgeformt, war sie wirklich bezaubernd. Sie genoss einen hervorragenden Ruf, den sie ohne Zweifel höchstens durch ein offenkundiges Kapitalverbrechen hätte verlieren können, so geschickt, ruhig und selbstbeherrscht war sie.

Die Parlamentssitzung endete erfolgreich für die neue Regierung, die unter dem Beifall nahezu der gesamten Kammer eine Erhöhung der Einkommenssteuer für Besserverdienende ablehnte, und mit einem Triumph für Madame Cérés, die ein rauschendes Fest gab.

## **Das Sofa der Favoritin**

Der Regierungschef lud Herrn und Frau Cérés ein, vierzehn Tage Urlaub in den Bergen zu machen, in einem kleinen Schloss, das er für den Sommer gemietet hatte und das er allein bewohnte. Die wirklich beklagenswerte Gesundheit von Madame Paul Visire gestattete ihr nicht, ihren Gatten zu begleiten: Sie blieb mit ihren Eltern in irgendeiner nördlichen Provinz.

Dieses Schloss hatte der Maitresse eines der letzten Könige von Pinguinien gehört. Der Salon bewahrte ihre alten Möbel, und es befand sich dort noch das Sofa der Favoritin des Königs. Das Land war bezaubernd. Ein freundliches blaues Flüsschen, die Aiselle, floss am Ufer des Hügels, auf dem das Schloss thronte. Hippolyte Cérés angelte gerne; wenn er sich dieser monotonen Beschäftigung hingab, fand er seine besten parlamentarischen Winkelzüge und seine glücklichsten rhetorischen Inspirationen. Es wimmelte in der Aiselle von Forellen. Er fischte von morgens bis abends in einem Boot, das ihm der Regierungschef eilig zur Verfügung gestellt hatte.

Unterdessen machten Eveline und Paul Visire gelegentlich einen Spaziergang im Garten und plauderten ein wenig im Salon. Obwohl sie seine Anziehungskraft auf die Frauen erkannte, kokettierte Eveline zunächst nur oberflächlich und ohne eine feste Absicht mit ihm. Er war ein Kenner und wußte, dass sie recht hübsch war. Das Parla-

ment und die Oper waren sein Lebensinhalt, aber in der Abgeschlossenheit des kleinen Schlosses gewannen Evelines graue Augen und runde Hüften für ihn an Wert. Eines Tages, als Hippolyte Cérés in der Aiselle angelte, bat er sie, sich zu ihm zu setzen, auf das Sofa der Favoritin. Durch die Spalten der Vorhänge, die sie gegen die Hitze und Helligkeit eines heißen Tages schützten, trafen Eveline lange, goldene Strahlen wie die Pfeile eines versteckten Amor. Unter dem weißen Musselin erahnte man all ihre jugendliche Anmut. Ihre Haut war feucht und frisch und roch nach frisch gemähtem Heu. Paul Visire ergriff die Gelegenheit, und sie verweigerte sich nicht. —

Auf diesem Sofa geschah ein Akt, der Auswirkungen haben sollte auf die benachbarten Nationen, ob Freund oder Feind, und auf das Schicksal der gesamten Menschheit. Allzu oft entgehen derlei Ereignisse, obwohl von unendlich großer Tragweite, oberflächlichen Geistern, jenen leichtfertigen Seelen, die sich unbedacht an die Aufgabe der Geschichtschreibung gewagt haben. Auch bleiben uns die geheimen Triebkräfte der Ereignisse verborgen. Der Niedergang von Reichen, der Wechsel der Herrschaft erstaunen uns und bleiben uns unverständlich, wenn wir nicht den versteckten Punkt entdeckt, den geheimen Ort berührt haben, der alles erschüttert und umgestürzt hat. Denn wie Johannes Talpa schreibt: *„Aus Spinnweben flicht die Geschichte das unentrinnbare Netz des Schicksals; in ihrem wundervoll verkoppelten Triebwerk löst das kleinste Antriebsrad die ungeheuerlichsten Kräfte aus.“* (Gesta Pinguinorum, Lib. 1, 32)

\* \* \* \* \*

Der ehrwürdige Pater Douillard, als hervorragender Moraltheologe und Hüter der Prinzipien der Kirche inmitten des Verfalls der religiösen Werte, hatte sehr recht, in Übereinstimmung mit den Kirchenvätern zu lehren, dass eine Frau, die sich für Geld einem Manne hingibt, eine weniger große Sünde begeht als eine Frau, die es umsonst tut. Denn im ersten Fall tut sie es für ihren Lebensunterhalt, was, wenn schon nicht entschuldbar, so doch verzeihlich ist; sie bleibt dadurch immer noch der göttlichen Gnade würdig, denn schließlich verbietet Gott den Selbstmord und will nicht, dass seine Geschöpfe, die seine Tempel sind, sich selbst zerstören. Des weiteren, wenn sie sich für ihren Lebensunterhalt hingibt, bleibt sie bescheiden und empfindet kein Vergnügen, was die Sünde mindert. Eine Frau dagegen, die sich für nichts hingibt, sündigt mit Wollust, sie genießt ihre Sünde. Der Stolz und die Wonne, mit der sie ihr Verbrechen begeht, vermehren dessen tödliches Gewicht.

*Die Neuzeit. Madame Cérés.*

Am Beispiel von Madame Hippolyte Cérés konnte man die Tiefe dieser moralischen Wahrheiten erkennen. Sie bemerkte, dass sie Sinne hatte; bis dahin war ihr das nicht bewußt gewesen. Nur eine Sekunde hatte genügt, sie diese Entdeckung machen zu lassen, ihre Seele zu verändern, ihr Leben umzustürzen. Sie empfand zunächst ein Entzücken darüber sich erkannt zu haben. (Das „*gnothi seauton*“ der antiken Philosophie ist keine erbauliche Lehre, denn der Blick in die eigene Seele ist selten angenehm. Anders verhält es sich mit der fleischlichen Begierde, deren Quellen uns enthüllt werden können.) Sie widmete ihrem Entdecker eine seiner Wohltat entsprechende Dankbarkeit und stellte sich vor, dass nur er, der die himmlischen Abgründe entdeckt hatte, den Schlüssel dazu besaß. War das ein Irrtum? Schwer zu sagen. Sie hängt sich jedenfalls verzweifelt an ihn.

## **Die ersten Folgen**

Als Eveline Paul Visire anvertraute, dass sie nie etwas ähnliches empfunden habe, glaubte er ihr nicht, denn er war ein Frauenheld und wusste, dass die Frauen den Männern gerne so etwas sagen, um ihre Verliebtheit zu steigern. So hinderte ihn seine Erfahrung, wie es oft geschieht, die Wahrheit zu erkennen. Ungläubig, aber doch geschmeichelt, fühlte er bald für sie so etwas wie Liebe. Zunächst erschien dieser Zustand seinen intellektuellen Fähigkeiten günstig. Visire hielt im Hauptort seines Wahlkreises eine glänzende, anmutige und bedeutungsvolle Rede, die als sein Hauptwerk galt.

Die Rückkehr aus dem Urlaub war unbeschwert; kaum dass in der Abgeordnetenkammer ein paar isolierte Intrigen und noch schüchterne Ambitionen das Haupt erhoben. Ein Lächeln des Regierungschefs genügte, um diese Schatten zu verscheuchen.

Sie und er sahen sich zwei Mal am Tag und schrieben sich regelmäßig. Er hatte Erfahrung mit außerehelichen Beziehungen, war geschickt und konnte sich verstellen, doch Eveline war von einer geradezu wahnsinnigen Unvorsichtigkeit. Sie hängt sich an ihn in den Salons, im Theater, in der Abgeordnetenkammer, in den diplomatischen Vertretungen. Sie trug ihre Liebe zu ihm im Gesicht, mit ihrer ganzen Person brachte sie sie zum Ausdruck: mit dem feuchten Glanz ihres Blicks, dem sterbenden Lächeln ihrer Lippen, dem Beben ihrer Brust, der Weichheit ihrer Hüften, mit all ihrer lebendigen, verwirrenden und verwirrten Schönheit. Bald wusste das ganze Land von ihrer Verbindung, die ausländischen Höfe waren darüber informiert, nur der Staatspräsident und Evelines Gatte wussten noch nichts davon. Der Staatspräsident erfuhr es auf dem Land durch einen Polizeibericht, der sich, man weiß nicht wie, in seinen Koffer verirrt hatte.

Auch ohne besonders empfindsam noch hellseherisch zu sein, bemerkte Hippolyte Cérés wohl, dass sich in seinem Haushalt etwas geändert hatte: Eveline, die sich kaum je für seine Arbeit interessiert, ihm aber ansonsten Zärtlichkeit oder wenigstens gute Freundschaft entgegengebracht hatte, zeigte ihm auf einmal nur Gleichgültigkeit und Ekel. Sie war immer schon zeitweilig fort gewesen, hatte Besuche beim Werk der Heiligen Orberose verlängert, doch nun ging sie frühmorgens weg und setzte sich um neun Uhr abends an den Tisch mit dem Gesichtsausdruck einer Schlafwandlerin. Ihr Gatte fand das lächerlich; dennoch hätte er vielleicht nie etwas erfahren, eine tiefe Unkenntnis der Frauen, ein festes Vertrauen auf seine Verdienste und sein Vermögen hätte ihn vielleicht für immer vor der Wahrheit geschützt, hätten die Liebenden ihn sozusagen nicht selbst mit der Nase darauf gestoßen.

Wenn Paul Visire zu Eveline ging und sie alleine fand, sagten sie zueinander, wenn sie sich umarmten: „Nicht hier! Nicht hier!“ und sogleich begegneten sie einander wieder mit äußerster Zurückhaltung. Das war ihre unverletzliche Regel. Doch eines Tages begab sich Paul Visire zu seinem Kollegen, mit dem er ein Treffen vereinbart hatte. Es war Eveline, die ihn empfing; der Postminister saß noch in irgendeiner Kommission.

„Nicht hier!“, sagten die Liebenden lächelnd zueinander. Sie sagten es einander von Mund zu Mund, einander umarmend und umschlingend, bis sie vor einander auf den Knien lagen. Sie waren damit noch beschäftigt, als Hippolyte Cérés den Salon betrat.

Paul Visire fand seine Geistesgegenwart schnell wieder. Er erklärte Madame Cérés, dass es ihm leid täte, er aber das Staubkorn in ihrem Auge nicht finden könne. Nicht dass er geglaubt hätte, Hippolyte Cérés würde ihm das abnehmen, aber er rettete so seinen Abgang.

Hippolyte Cérés war bestürzt. Das Verhalten Evelines erschien ihm unverständlich; er fragte sie nach ihren Gründen.

„Warum? warum?“, wiederholte er unablässig, „warum?“

Sie leugnete alles, nicht um ihn zu überzeugen, denn er hatte sie gesehen, aber aus Gründen der Bequemlichkeit, der Schicklichkeit und zur Vermeidung weiterer mühsamer Erklärungen.

Hippolyte Cérés litt alle Qualen der Eifersucht. Er war sich dessen bewusst; er sagte zu sich: „Ich bin ein starker Mann. Ich habe eine dicke Haut. Doch hilft das nicht, wenn die Wunde darunter sitzt: im Herzen.“

Und wenn er sich seiner Frau zuwandte und sah, wie ihre Liebe sie schmückte und wie ihre Sünde ihre Schönheit vergrößerte, sagte er voll Schmerz:

„Das hättest du nicht tun sollen. Nicht mit dem da.“

*Die Neuzeit. Madame Cérés.*

Und er hatte recht. Eveline hätte sich ihren Liebhaber nicht innerhalb der Regierung suchen sollen.

Er litt so sehr, dass er seinen Revolver nahm und brüllte: „Ich bring ihn um!“ Aber dann fiel ihm ein, dass es sich für einen Minister des Post- und Fernmeldewesens nicht gehört, den Regierungschef zu töten, und er legte seinen Revolver wieder in die Nachttischschublade zurück.

Die Wochen vergingen, ohne dass seine Leiden nachließen. Jeden Morgen verschloss er über seinem blutenden Herz seine männliche Rüstung und suchte vergebens in der Arbeit und politischen Ehren den inneren Frieden. Jeden Sonntag weihte er Denkmäler ein, Statuen, Quellen, artesische Brunnen, Krankenhäuser, Gesundheitsämter, Eisenbahnen, Kanäle, Markthallen, Klärwerke, Triumphbögen, Märkte und Schlachthöfe, und überall hielt er mitreißende Reden. Sein wilder Tatendrang erzeugte Berge von Akten; in acht Tagen änderte er vierzehnmal die Farbe der Briefmarken.

Dennoch tobten in ihm Schmerz und Zorn und machten ihn verrückt; tagelang war er nicht mehr zurechnungsfähig. In einem Privatunternehmen wäre sein Zustand sofort aufgefallen; bei einem Politiker hingegen ist es sehr viel schwieriger, Verblödung oder Wahnsinn zu erkennen.

\*

Zu jener Zeit schlossen sich die Staatsangestellten in Gewerkschaften zusammen, was die öffentliche Meinung und das Parlament außerordentlich entrüstete. Insbesondere die Briefträger zeichneten sich durch ihren gewerkschaftlichen Eifer aus.

Hippolyte Cérés gab in einem Rundschreiben bekannt, dass solche Bestrebungen absolut legal seien. Am nächsten Tag veröffentlichte er ein zweites Rundschreiben, in dem er ausdrücklich jede gewerkschaftliche Organisierung der Staatsbediensteten verbot. Er entließ 180 Briefträger, stellte sie wieder ein, erteilte ihnen einen dienstlichen Tadel und kurz darauf eine Belobigung.

Im Ministerrat stand er immer kurz davor zu explodieren; nur die Gegenwart des Staatspräsidenten veranlasste ihn, die Grenzen des guten Benehmens zu wahren. Weil er seinem Rivalen nicht an die Gurgel gehen konnte, überschüttete er, um sich Linderung zu verschaffen, den geachteten Armeechef General Débonnaire mit Beschimpfungen, die dieser nicht verstand, denn er war taub und außerdem damit beschäftigt, für Frau Baronin von Bildermann ein Gedicht zu verfassen.

Hippolyte Cérés war von jetzt an grundsätzlich gegen alles, was der Vorsitzende des Ministerrats vorschlug. Er war vollständig von Sinnen; von seinen geistigen Fähigkeiten

war ihm nur der parlamentarische Sinn, das Gespür für Mehrheiten, politische Cliques und ihre Intrigen geblieben.

## **Weitere Folgen**

Die Parlamentssaison ging in Ruhe ihrem Ende zu und die Regierung entdeckte nichts Beunruhigendes in den Reihen der Mehrheit. Doch wie man an gewissen Artikeln in den großen Zeitungen der politischen Mitte feststellen konnte, wuchsen die Forderungen der Finanzwelt von Tag zu Tag, forderte der Patriotismus der Banken eine zivilisatorische Mission in Nigritien und die Stahlkonzerne, erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, verlangten zum Schutz unserer Küsten und zur Verteidigung unserer Kolonien den Bau eines Panzerkreuzers nach dem andern .

Kriegsgerüchte liefen um; solche Gerüchte entstanden jedes Jahr mit der Regelmäßigkeit des Passatwindes. Ernsthafte Leute liehen ihnen kein Ohr und die Regierung konnte sie ignorieren, solange sie nicht anwuchsen und sich ausbreiteten, denn dann wäre das Land in Unruhe. Die Finanzwelt wollte nur Kolonialkriege. Das Volk wollte eigentlich überhaupt keine Kriege, liebte es aber, wenn seine Regierenden Stolz, ja sogar Überheblichkeit zeigten. Die Abgeordnetenkammer überschlug sich vor Patriotismus schon beim geringsten Anzeichen eines europäischen Konflikts.

Paul Visire war unbesorgt; seiner Meinung nach bot die europäische Lage kein beunruhigendes Bild. Auf die Nerven ging ihm nur das manische Schweigen seines Außenministers. Dieser Gnom kam zur Regierungssitzung mit einer Aktentasche, die größer war als er und vollgestopft mit Dossiers und Memoranden. Er sprach kein Wort, beantwortete keine Fragen, selbst wenn es der Staatspräsident persönlich war, der sie ihm stellte. Und wenn er müde war von seiner hartnäckigen Verweigerung, machte er ein Nickerchen in seinem Sessel und man sah nichts mehr von ihm als seinen schwarzen Haarschopf vor der grünen Tapete.

Doch Hippolyte Cérés erstarkte langsam wieder. In Gesellschaft seines Kabinettskollegen Lapersonne machte er immer öfter mit Schauspielerinnen die Nacht durch. Man sah sie beide spätabends in Begleitung verschleierter Damen die angesagten Nachtlokale betreten, man kannte sie schon an ihrer Größe und ihren teuren Hüten, und bald galten sie als die sympathischsten Gentlemen des Nachtlebens. Sie amüsierten sich und litten doch gemeinsam. Denn auch Fortuné Lapersonne hatte eine Wunde unter seinem Panzer: seine Frau, eine junge Modistin, die er einem Marquis weggenommen hatte, hatte ihn verlassen, um mit einem Chauffeur zusammenzuleben. Er liebte sie noch und konnte sich nicht damit abfinden, sie verloren zu haben. So manches Mal, in irgend-

einem Club, inmitten von lachenden und Krebse lutschenden Mädchen tauschten die beiden Minister einen schmerzerfüllten Blick und wischten eine Träne ab.

Obwohl ins Herz getroffen, ließ sich Hippolyte Cérés nicht unterkriegen. Er schwor Rache.

Frau Visire, die ihr beklagenswerter Gesundheitszustand in ihrem Elternhaus in einer abgelegenen Provinz festhielt, bekam einen anonymen Brief, worin ausgeführt wurde, dass Herr Paul Visire, der bei seiner Hochzeit keinen Pfennig besessen hatte, mit einer verheirateten Frau, einer gewissen E... C... (wer könnte das wohl sein?), die Mitgift seiner Ehefrau verzehre, indem er jener Ehebrecherin Automobile im Wert von dreißigtausend und Perlencolliers für achtzigtausend Francs schenke und somit seinem moralischen und ökonomischen Untergang entgegen ginge.

Frau Visire las diese Zeilen, erlitt einen Nervenzusammenbruch und übergab den Brief ihrem Vater.

„Ich werde ihm die Ohren langziehen, deinem Gemahl“, sagte Herr Blampignon, „Das ist ein Strolch, der, wenn wir nicht aufpassen, dich an den Bettelstab bringen wird. Regierungschef oder nicht, ich habe keine Angst vor ihm.“

Herr Blampignon bestieg den Zug und meldete sich im Innenministerium an, wo er sofort empfangen wurde. Wütend betrat er das Büro des Regierungschefs.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, mein Herr!“

Und er zückte den anonymen Brief.

Paul Visire empfing ihn lächelnd.

„Willkommen, lieber Schwiegervater. Ich wollte Ihnen gerade schreiben... Kurz und gut, ich wollte Ihnen Ihre Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion mitteilen. Ich habe den Erlass heute morgen unterzeichnet.“

Herr Blampignon dankte seinem Schwiegersohn tief bewegt und warf den anonymen Brief ins Feuer.

Als er nach Hause zurückgekehrt war, fand er seine Tochter verbiestert und langweilig.

„Also, ich habe ihn gesehen, deinen Gatten. Er ist bezaubernd. Aber du verstehst es halt nicht, ihn an dich zu fesseln.“

Zu dieser Zeit erfuhr Hippolyte Cérés aus einem kleinen Skandalblättchen (es sind solche Blättchen, aus denen die Minister erfahren, was im Staat vorgeht), dass der Regierungschef jeden Abend bei Mademoiselle Lysiane speiste, einer Schauspielerin des Staatstheaters, deren Charme es ihm mächtig angetan zu haben schien. Von da an bereitete es ihm eine finstere Freude, seine Frau zu beobachten. Sie kam jeden Abend sehr

spät nach Hause, zum Abendessen oder um sich umzuziehen, sah müde und glücklich aus und erfüllt von der Heiterkeit eines genossenen Vergnügens.

Weil er dachte, dass sie nichts wüsste, schickte er ihr anonyme Briefe. Sie las sie ihm bei Tisch vor, mit gelangweiltem Lächeln. Er merkte schließlich, dass sie solchen zu unbestimmten Andeutungen keine Bedeutung beilegte, und dass er, um sie zu beruhigen, schon genauer werden müsste. Sie sollte sich mit eigenen Augen von der Treulosigkeit und dem Verrat ihres Geliebten überzeugen. Er hatte im Ministerium sehr zuverlässige Agenten, die normalerweise im Interesse der nationalen Sicherheit Spionen nachspürten, die eine benachbarte feindliche Macht auch in den Post- und Fernmeldeämtern der Republik unterhielt. Herr Cérés gab ihnen den Befehl, ihre gewöhnliche Arbeit zu unterbrechen und festzustellen, wann, wo und wie der Regierungschef Mademoiselle Lysiane besuchte. Die Agenten erledigten gewissenhaft ihre Aufgabe und teilten dem Minister mit, dass der Regierungschef mehrmals mit einer Frau zusammen gewesen sei, bei der es sich aber nicht um Mademoiselle Lysiane gehandelt habe. Hippolyte Cérés verzichtete auf weitere Nachforschungen. Das war klug, denn die Beziehung von Paul Visire und Lysiane hatte Paul Visire selbst erfunden wegen Eveline, der ihre Popularität lästig geworden war und die alles Zwielfichtige und Geheimnisvolle liebte.

Sie wurden nicht nur von den Agenten des Postministeriums beschattet, sondern auch von denen des Polizeipräsidenten und sogar von denen des Innenministeriums, die mit Eifer für ihre Sicherheit sorgten. Weiterhin hingen an ihren Fersen die Spitzel mehrerer royalistischer, imperialistischer und klerikaler Agenturen sowie acht oder zehn professionelle Erpresser, ein paar Privatdetektive, jede Menge Reporter und eine Masse von Fotografen, die überall erschienen, wo die beiden ihre Liebe leben wollten, in großen Hotels, kleinen Hotels, Stadthäusern, Landhäusern, Privatwohnungen, Schlössern, Museen, Palästen und Hütten und sie auf der Straße, auf der Treppe, von Dächern und Mauern herab, aus angrenzenden und gegenüberliegenden Wohnungen und sogar aus dem Kamin heraus belauerten. Der Regierungschef und seine Freundin sahen mit Schrecken überall Bohrlöcher in den Wänden, Türen und Fensterläden ihrer Schlafzimmer. Schließlich wurde, weil man nichts besseres fand, ein Foto veröffentlicht, das Madame Cérés im Hemd zeigte, wie sie sich die Schuhe anzog.

Paul Visire, ungeduldig und verärgert, verlor deswegen vorübergehend seine gute Laune und seine Höflichkeit. Wütend kam er in die Regierungssitzung und beschimpfte ebenfalls den General Débonnaire, der im Feuer so tapfer gewesen war, aber nun tatenlos der sich ausbreitenden Disziplinlosigkeit in der Armee zusah, wie auch den ehrenwerten Admiral Vivier des Murènes, dessen Kriegsschiffe ohne ersichtlichen Grund untergingen.

Fortuné Lapersonne hörte ihm amüsiert und überrascht zu und murmelte vor sich hin: „Nicht genug, dass er mit Hippolyte Cérés die Frau teilt, jetzt nimmt er schon seine Macken an!“

Diese Auseinandersetzungen, bekannt geworden durch Indiskretionen der Minister und die Klagen zweier langjähriger Parteiführer, die herumerzählten, sie würden ihr Amt diesem Hanswurst vor die Füße schmeißen (was sie aber niemals taten), machten, statt dem glücklichen Regierungschef zu schaden, einen höchst günstigen Eindruck auf das Parlament und die öffentliche Meinung, die darin das Zeichen eines lebhaften Engagements für die nationale Armee und Marine sahen. Auf den Beifall einflußreicher Gruppen und Personen antwortete Paul Visire mit fester Einfachheit:

„Das sind nun mal meine Prinzipien!“

Und er ließ sieben oder acht Sozialisten ins Gefängnis werfen.

Nach diesen Auseinandersetzungen ging Paul Visire erschöpft in die Ferien. Hippolyte Cérés weigerte sich, sein Ministerium zu verlassen, wo gerade die Gewerkschaft der Telefonistinnen streikte. Er ging mit unerhörter Härte dagegen vor, denn er war zum Frauenfeind geworden.

Sonntags fuhr er mit seinem Kollegen Lapersonne hinaus zum Angeln, mit seinem hohen Hut, den er immer trug, seit er Minister geworden war. Und beide vergaßen die Fische, klagten über die Treulosigkeit der Frauen und teilten ihren Schmerz.

Hippolyte liebte Eveline noch immer und litt immer noch. Dennoch war langsam wieder Hoffnung in sein Herz eingekehrt. Er versuchte sie von ihrem Liebhaber zu trennen und setzte dafür seine ganze Kraft und Geschicklichkeit ein, er war aufrichtig, zuvorkommend, liebevoll, treu und sogar diskret in der Hoffnung sie zurückzugewinnen: sein Herz lehrte ihn diese Kniffe. Er sagte der Untreuen bezaubernde Sachen und rührende Sachen, und um sie zu erweichen, gestand er ihr, wie sehr er gelitten hatte.

Er schnallte den Gürtel über seinem Bauch enger und sagte:

„Schau, wie mager ich geworden bin!“

Er versprach ihr alles, was seiner Meinung nach einer Frau gefallen könnte: Landpartien, Hüte, Schmuck.

Manchmal glaubte er, ihr Mitleid erregt zu haben.

Sie war nicht mehr so unverschämt glücklich vor ihm, wenn sie von ihrem Liebhaber kam; und ihre Traurigkeit, wenn sie von Paul getrennt war, war etwas dezenter. Doch sobald er eine Geste machte, sie zurückzuerobern, verweigerte sie sich wild und finster, wie mit einem goldenen Gürtel an ihre Sünde gefesselt.

Er gab nicht auf, er tat demütig und bettelte um Mitleid.

Eines Tages ging er zu Lapersonne und sagte zu ihm mit Tränen in den Augen:  
„Sprich du mit ihr!“

Lapersonne lehnte ab, er glaube nicht, dass sein Eingreifen etwas bewirken würde, aber er gab seinem Freund Ratschläge:

„Tu doch so als ob du sie gar nicht mehr wolltest, als ob du eine andere hättest, und sie wird zu dir zurückkommen.“

Hippolyte versuchte dieses Mittel und ließ in die Zeitungen setzen, dass man ihn jederzeit bei Mademoiselle Guinaud von der Staatsoper finden würde. Er kam spät nach Hause oder gar nicht. Vor Eveline tat er, als sei er von einer inneren Freude erfüllt, die er kaum beherrschen könne. Beim Abendessen zog er einen parfümierten Brief aus der Tasche, tat als würde er ihn mit Vergnügen lesen, wobei seine Lippen, wie in einem Traum andere unsichtbare Lippen zu küssen schienen. Nichts geschah; Eveline bemerkte dieses Verhalten nicht einmal. Unempfindlich für alles um sie herum, kam sie nur aus ihrer Lethargie heraus um von ihrem Gatten ein paar Louisdor zu verlangen; und wenn er sie ihr nicht gab, warf sie ihm einen Blick voll Abscheu zu, bereit, ihm die Schande vorzuwerfen, mit der sie ihn vor der ganzen Welt überhäufte. Seit sie verliebt war, gab sie viel für ihre Toilette aus; sie brauchte Geld und hatte nur ihren Gemahl um es ihr zu beschaffen: In diesem Punkt war sie treu.

Er verlor die Geduld, wurde wütend, bedrohte sie mit seinem Revolver. In ihrer Gegenwart sagte er eines Tages zu Madame Clarence:

„Meinen Glückwunsch, Madame, sie haben eine Hure aufgezogen.“

„Nimm mich mit, Mama!“, rief Eveline. „Ich lasse mich scheiden!“

Er liebte sie heißer als je zuvor.

Da er sie in seiner eifersüchtigen Wut — nicht ohne Grund — verdächtigte, Briefe abzuschicken und zu erhalten, nahm er sich vor, diese abzufangen. Er richtete eine eigene Überwachung des Postverkehrs ein: die Briefzensur, das „schwarze Kabinett“ lebte wieder auf, störte die Privatkorrespondenz Unbeteiligter, hielt Börsenanweisungen auf, ließ Rendezvous platzen, rief Bankrotte hervor, stapfte durch menschliche Leidenschaften, verursachte Selbstmorde. Die unabhängige Presse nahm die Klagen des Publikums auf und machte sie sich voll Entrüstung zu eigen. Um die willkürlichen Maßnahmen zu rechtfertigen, deuteten die der Regierung nahestehenden Zeitungen vorsichtig ein Komplott an, eine Gefahr für die öffentliche Ordnung, eine monarchistische Verschwörung. Weniger gut informierte Blätter machten genauere Angaben: Sie sprachen von der Beschlagnahme von fünfzigtausend Gewehren und der Landung des Prinzen Crucho. Die Gefühle kochten hoch im Land: Die republikanischen Organe verlangten das sofortige Zusammentreten der Kammern. Paul Visire kam nach Paris zurück, rief

*Die Neuzeit. Madame Cérés.*

seine Kollegen zusammen, hielt eine wichtige Regierungssitzung und gab bekannt, dass in der Tat eine Verschwörung gegen die Volksvertretung angezettelt worden sei, der Regierungschef aber nun wieder die Fäden in der Hand halte und der Weg für eine juristische Aufarbeitung der Ereignisse offen sei.

Er befahl unverzüglich die Verhaftung von dreißig Sozialisten, und während ihm das ganze Land noch als Retter zujubelte, schüttelte er seine sechshundert Agenten ab, die ihn beschützten und begab sich eilig mit Eveline in ein kleines Hotel in der Nähe des Nordbahnhofs, wo sie die Nacht verbrachten. Nach ihrer Abreise entdeckte das Zimmermädchen beim Bettenmachen sieben kleine Kreuze, die hinter dem Kopfkissens mit einer Haarnadel in die Wand eingeritzt waren.

Das war alles, was Hippolyte Cérés erreichte.

## **Die neuesten Folgen**

Seit einem Jahr war die Herrschaft des Regierungschefs über die schöne Madame Cérés auf der ganzen Welt bekannt, und auch die Provinz, wo die Nachrichten und Moden erst nach einer vollständigen Drehung der Erde um die Sonne ankommen, erfuhr endlich von den illegitimen Liebesbeziehungen innerhalb der Regierung. Die Provinz wahrt strenge Sitten; die Frauen sind dort im allgemeinen tugendhafter als in der Hauptstadt. Man führt das auf verschiedenen Gründe zurück: die Erziehung, das Vorbild, die Einfachheit des Lebens. Professor Haddock stellt die These auf, Grund für die Tugend der Provinzfrauen seien die niedrigen Absätze ihrer Schuhe.

„Eine Frau“, sagte er in einem gelehrten Artikel der *Zeitschrift für Anthropologie*, „macht auf einen Mann erst dann einen erotischen Eindruck, wenn ihr Fuß zum Boden in einem Winkel von fünfundzwanzig Grad steht. Bei einem Winkel von 35 Grad wird der erotische Eindruck, der sich von dem Subjekt löst, besonders stark. Denn in der Tat, vom Winkel der Füße zum Boden hängt die Stellung der Körperteile, insbesondere des Beckens, ab, sowie das Spiel der Hinterbacken und der Muskeln, mit denen der Oberschenkel ausgestattet ist. Da nun jeder zivilisierte Mann nichts als Sex im Kopf hat, zieht ihn die aus der Neigung des Fusses entspringende weibliche Haltung (deren Ursache auch in Gleichgewichtsproblemen zu finden ist), besonders an. Hieraus resultiert, dass die Damen aus der Provinz, die niedrige Absätze tragen, weniger begehrt sind (jedenfalls solange sie stehen), und leichter ihre Tugend bewahren.“

Diese These fand allerdings nicht allgemeine Zustimmung. Man wand ein, dass in jüngster Zeit in der Hauptstadt unter englischem und amerikanischem Einfluss niedrige Absätze modern geworden waren, ohne dass dies Auswirkungen auf die Tugend der

Damen gehabt hätte; der Unterschied zwischen den Damen aus der Hauptstadt und denen aus der Provinz sei eine Illusion und beruhe, wo es ihn gebe, eher darauf, dass das Leben in der Großstadt eben mehr Möglichkeiten zu sündigen biete.

Doch wie auch immer, die Provinz begann allmählich gegen den Regierungschef zu murren und von Skandal zu reden. Es war noch keine Gefahr, aber es konnte eine werden.

Im Moment war die Gefahr überall und nirgends. Die Parlamentsmehrheit blieb fest, aber ihre Sprecher wurden anspruchsvoll und mürrisch. Hippolyte Cérés hätte vielleicht nie seine Interessen seiner Rache geopfert, doch wo er glaubte, ohne seine eigene politische Laufbahn zu gefährden gegen Paul Visire arbeiten zu können, bemühte er sich nach Kräften, dem Regierungschef Knüppel zwischen die Beine zu werfen. An Talent war er seinem Rivalen zwar weit unterlegen, dafür übertraf er ihn an Intriganz. Die erfahreneren Parlamentarier schrieben seiner Enthaltung die jüngsten Niederlagen der Mehrheit zu. In den Ausschüssen stimmte er scheinbar unvorsichtig Kreditanträgen zu, von denen er wusste, dass sie der Regierungschef auf keinen Fall unterschreiben könnte. Eines Tages rief seine kalkulierte Ungeschicklichkeit einen jähen und heftigen Konflikt zwischen dem Innenminister und dem Ausschussvorsitzenden hervor. Erschrocken stellte Cérés seine Intrigen ein. Es wäre gefährlich für ihn gewesen, die Regierung zu früh zu stürzen. Sein erfinderischer Hass fand andere Wege.

Paul Visire hatte eine arme und leichtlebige Cousine, die seinen Namen trug. Cérés erinnerte sich nun an jenes Fräulein Céline Visire, führte sie in die gute Gesellschaft ein, brachte sie mit allerhand merkwürdigen Frauen und Männern zusammen und verschaffte ihr öffentliche Auftritte in Musikcafés. Bald führte sie (auf seine Anregung hin) im *Eldorado* unter dem Pfeifen und Johlen des Publikums eine erotische Show auf. In einer Sommernacht tanzte sie mitten im Regierungsviertel auf offener Straße einen obszönen Tanz zu einer wilden Musik, die man bis in den Park hörte, wo der Präsident gerade eine Abendgesellschaft für ausländische Staatsoberhäupter gab. Der Name Visire verband sich mit Skandalen, bedeckte die Mauern der Stadt, füllte die Zeitungen, kam ins Gerede in den Bars und Cafés, stand in roten Lettern auf den Titelseiten der Boulevardzeitungen.

Niemand machte den Regierungschef für das unwürdige Verhalten seiner Verwandten verantwortlich, aber seine Familie bekam einen schlechten Ruf und das Ansehen des Staatsmannes wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen.

Er erhielt bald eine sehr deutliche Warnung. Eines Tages drohte während einer Parlamentssitzung der Bildungs- und Kulturminister Labillette, der leberleidend war und den die Anmaßungen und Intrigen des Klerus zu erbittern begannen, die Kathedrale

der heiligen Orberose zu schließen und sprach respektlos von der Nationaljungfrau. Die Rechte verließ aus Protest geschlossen den Saal; die Linke unterstützte nur halbherzig den kühnen Minister; ihre Parteiführer wollten keinen populären Kult angreifen, der dem Lande dreißig Millionen pro Jahr einbrachte. Der moderate Mann der Rechten, Herr Bigourd, wandelte die Frage in eine parlamentarische Interpellation und brachte damit das Kabinett ins Wanken. Glücklicherweise konnte der sich seiner Regierungspflichten stets bewußte Arbeitsminister Fortuné Lapersonne in Abwesenheit des Regierungschefs das Ungeschick und die Ungehörigkeit seines Kollegen vom Bildungsministerium wieder ausbügeln. Er bestieg das Rednerpult, um im Namen der Regierung der himmlischen Schutzpatronin des Landes seine Verehrung zu erweisen, die bei so vielen sozialen Übeln, die die Wissenschaft nicht lindern könne, den Menschen Trost spende.

Als Paul Visire sich endlich aus Evelines Armen gelöst hatte und in der Abgeordnetenversammlung erschien, war die Regierung gerettet, aber der Regierungschef sah sich gezwungen, bedeutende Zugeständnisse zu machen: Er beantragte den Bau von sechs neuen Panzerkreuzern und erwarb sich so die Sympathie der Stahlkonzerne, versicherte erneut, dass es mit ihm keine Steuer auf hohe Vermögen gebe und ließ achtzehn Sozialisten verhaften.

Er musste sich bald mit schlimmeren Problemen herumschlagen. Der Kanzler des Nachbarreichs ließ in einer Rede über die auswärtigen Beziehungen seines Souveräns zwischen geistreichen Bemerkungen und tiefen Einsichten eine boshafte Bemerkung über Liebesaffären fallen, welche die Politik eines großen Landes beeinflusse. Diese Spitze, vom Parlament des benachbarten Kaiserreichs mit Lächeln aufgenommen, konnte in der beunruhigten Republik nur Ärger hervorrufen. Sie weckte das Nationalgefühl, das sich sofort gegen den verliebten Regierungschef wandte. Die Abgeordneten suchten nach einem Vorwand um ihre Unzufriedenheit zu zeigen. Auf einen lächerlichen Vorfall hin (die Frau eines Unterpräfekten hatte in einem Nachtclub getanzt) zwang die Abgeordnetenversammlung die Regierung, die Verantwortung zu übernehmen, und es fehlten nur wenige Stimmen zu ihrem Sturz. Nach allgemeiner Meinung war Paul Visire noch nie so schwach, so schlaff und so glanzlos gewesen wie in dieser unglückseligen Sitzung.

Er verstand, dass er sich nur mit einem großen politischen Coup halten konnte und beschloss den Feldzug gegen Nigritien, den die Hochfinanz und die Großindustrie forderten, der den Unternehmern ungeheure Waldkonzessionen sicherte, den Banken eine gesteigerte Nachfrage nach Krediten und den Militärs zu Land und zu Wasser Beförderungen und Orden versprach. Ein Vorwand bot sich: Eine zu rächende Beleidigung, oder war es eine einzutreibende Schuld? Jedenfalls drangen sechs Panzerkreuzer, vier-

zehn Fregatten und achtzehn Transportschiffe in die Mündung des Nilpferdflusses ein und sechshundert Pirogen Nigritiens versuchten dies zu verhindern. Die Kanonen des Admirals Vivier des Murènes hatten eine furchtbare Wirkung auf die Schwarzen, die sich mit Wolken von Pfeilen zur Wehr setzten, aber trotz ihres fanatischen Mutes vollständig vernichtet wurden. Von Zeitungen im Dienste der Hochfinanz aufgehetzt, kochte die nationale Begeisterung des Volkes hoch. Nur einige Sozialisten protestierten, sprachen von einem barbarischen, ungerechten und gefährlichen Unternehmen. Sie wurden auf der Stelle verhaftet.

Zu dieser Stunde, da die Stellung des Regierungschefs, von den Reichen gestützt und von den einfachen Leuten geliebt, wieder unerschütterlich schien, sah Hippolyte Cérés mit der Klarsicht, die sein Hass ihm verlieh, als einziger die Gefahr und murmelte, während er seinen Rivalen mit finsterner Freude betrachtete: „Jetzt ist er am Ende, der Bandit!“

Während sich das Land an Ruhm und guten Geschäften berauschte, protestierte das Nachbarreich gegen die Besetzung Nigritiens durch eine europäischen Macht, und diese Proteste folgten einander in immer kürzeren Abständen und wurden von Mal zu Mal stärker. Die Zeitungen der Geschäftswelt verschleierte die Unruhe und ihre Ursachen, aber Hippolyte Cérés spürte die Drohung wachsen und arbeitete im Verborgenen, nun doch entschlossen, alles zu riskieren, auch das Schicksal des Ministeriums, um seinen Feind zu vernichten. Er ließ von ihm ergebenen Männern Artikel in mehreren Zeitschriften schreiben, die den Eindruck erweckten, die Gedanken Paul Visires auszudrücken und dem Regierungschef kriegerische Absichten unterschoben.

Während diese Artikel im Ausland ein schreckliches Echo fanden, alarmierten sie zugleich die öffentliche Meinung eines Volkes, das die Soldaten liebte, aber nicht den Krieg. Im Parlament zur Außenpolitik der Regierung befragt, gab Paul Visire eine beruhigende Erklärung ab und versprach Frieden zu halten, solange dieser mit der Würde einer großen Nation zu vereinbaren sei. Außenminister Crombile verlas eine Erklärung, die niemand verstand, weil sie in Diplomatensprache abgefasst war. Die Regierung erhielt ein weiteres Mal eine große Mehrheit.

Doch die Kriegsgerüchte wollten nicht verstummen und um eine weitere gefährliche parlamentarische Anfrage zu vermeiden, verteilte der Ministerpräsident unter den Abgeordneten 80.000 Hektar Wald in Nigritien und ließ vierzehn Sozialisten verhaften. Hippolyte Cérés ging in den Gängen herum, sehr ernst, und vertraute den Abgeordneten seiner Partei an, er bemühe sich, im Ministerrat eine friedliche Politik durchzusetzen und hege noch Hoffnungen, dass ihm das gelinge.

Von Tag zu Tag wuchsen die unheilvollen Gerüchte an, drangen in die Öffentlichkeit und verursachten dort Unbehagen und Unruhe. Paul Visire selbst bekam allmählich

*Die Neuzeit. Madame Cérés.*

Angst. Was ihn bedrückte, das war das Schweigen und die Abwesenheit des Außenministers. Crombile kam jetzt gar nicht mehr zur Regierungssitzung. Um fünf Uhr morgens stand er auf und arbeitete achtzehn Stunden in seinem Büro. Eines Tages fiel er vor Erschöpfung in einen Papierkorb, wo ihn am nächsten Morgen der Hausmeister zusammen mit dem Altpapier an die marsuinische Botschaft verkaufte.

General Débonnaire glaubte, dass ein Feldzug unmittelbar bevorstünde und bereitete sich darauf vor. Weit entfernt den Krieg zu fürchten, kam er ihm gerade recht, und er teilte seine hochfliegenden Hoffnungen der Baronin von Bildermann mit, die darüber die Nachbarnation informierte.

Der Finanzminister beschleunigte unbeabsichtigt die Ereignisse. Er spielte gerade an der Börse, und um eine Panik auszulösen, streute er das Gerücht aus, dass der Krieg bereits unvermeidbar geworden sei. Das Nachbarreich fiel darauf herein, und weil es eine Invasion fürchtete, mobilisierte es eiligst seine Truppen. Die erschreckte Abgeordnetenkammer stürzte das Kabinett Visire mit einer gewaltigen Mehrheit (814 Stimmen dafür, 7 dagegen und 28 Enthaltungen).

Es war zu spät. Noch am selben Tag rief die benachbarte und nun feindliche Nation ihren Botschafter zurück und warf acht Millionen Männer in das Vaterland von Madame Cérés. Der Krieg wurde zum Weltkrieg, und die Welt ertrank in Strömen von Blut.

\* \* \* \* \*

Ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen, die wir gerade erzählt haben, starb in christlicher Bescheidenheit, versehen mit den Tröstungen der Religion, umgeben von Respekt und Verehrung und seit langem Witwe des Staatsmannes, dessen Namen sie in Würde trug, Madame Cérés im neunundsiebzigsten Jahr ihres Lebens. Ihrem Sarge folgten die Waisenkinder der Pfarrei und die Schwestern der heiligen Barmherzigkeit.

Die Verstorbene hinterließ ihr Vermögen dem Werk der heiligen Orberose.

\* \* \* \* \*

## Der unsichtbare Feind (Fragment)

Es hatte niemals höhere Bauwerke gegeben, und man baute immer noch höhere. Dreißig bis vierzig Stockwerke setzte man übereinander: Büros auf Warenhäuser, Banken auf Büros, Kontore auf Banken. Und in den Boden grub man immer tiefere Tunnels und Keller.

Fünfzehn Millionen Menschen arbeiteten in der Riesenstadt im Licht der Scheinwerfer, die bei Tag und bei Nacht brannten. Die Sonne durchdrang nicht mehr den Rauch der Fabriken, aber ab und zu sah man eine rote Scheibe an einem graphitfarbenen Himmel, durchzogen von eisernen Brücken, von denen ein ständiger Regen von Ruß und Schmieröl niederging. Alca war die größte Industriestadt der Welt, und die reichste. Ihre soziale Organisation war perfekt: Sie war weder demokratisch noch aristokratisch noch sonst etwas, sondern wirtschaftlich.

Selbstverständlich durften die Pinguine ihre Unzufriedenheit nach Herzenslust äußern. Sie durften demonstrieren, zum Beispiel gegen das schlechte Wetter oder die Verbrechen des Sultans von Nigritien oder für Einfuhrzölle gegen die Konkurrenz aus Maruinien. Oder gegen solche. Sie durften sogar für gleiche Löhne auf die Straße gehen, bloß nicht für höhere.

Die Pinguine ernährten sich von „biologischer Nahrung“, einer Mischung aus Fleischabfällen, Fischmehl, Gemüse, Fett und Sägespänen, die genau nach dem Geschmack der Pinguine gewürzt war, und je nachdem gekocht oder gebraten werden konnte. Der Preis war überhöht, aber auch für niedere Einkommen erschwinglich. Die Pinguine bemitleideten aufrichtig jene unterentwickelten Völker, die von diesem Genuss ausgeschlossen waren.

Diese Nahrung schien allerdings zu bewirken, dass die Pinguine ihren tierischen Vorfahren immer ähnlicher wurden: Die Augen wölbten sich vor, die Beine wurden kürzer, der Bauch dicker, und sie gingen mehr und mehr zum Watscheln über. Eine Wampe deutete nicht mehr auf Wohlstand hin, sondern auf Armut und mangelnde Bildung hin. Man nahm es mit Humor. Nur der Kriegsminister monierte von Zeit zu Zeit, dass es immer schwieriger werde, geeignete Rekruten zu finden.

In den Regierungsgremien sah man dagegen schlanke, sportliche Gestalten, die zwi-

*Der unsichtbare Feind (Fragment)*

schen Sitzungen und Empfängen die Politik Pinguiniens leiteten. In den Aufsichtsratsitzungen saßen Asketen mit glattrasierten Gesichtern, hohlen Wangen, tiefliegenden, glühenden Augen und gefurchten Stirnen, die sich fanatisch den Mühen der Wertschöpfung und den Ausschweifungen der Sparsamkeit hingaben.

Alle Tätigkeiten und Charakterzüge, die dem Wachstum oder Erhalt des Reichtums schaden, wurden für entehrend gehalten: die Gutherzigkeit, die Liebe zur Kunst, die Faulheit, die Freude an uneigenütziger Forschung, vor allem aber die Freigiebigkeit. Besonders das Mitleid galt als gefährliche Schwäche. Man missbilligte öffentlich den Faulenzer und den Verschwender. Die Klugheit von Dieben und Betrügnern, vorausgesetzt, sie waren erfolgreich, wurde allgemein bewundert. Brutale Gewalttäter galten als Vorbild: Ist nicht die Gewalt Ausdruck von Lebenskraft und Zielstrebigkeit und als solche dem Gemeinwesen weniger schädlich als veraltete Moralvorstellungen, Mitleid oder gar unangebrachte Neugier?

Fest ruhte der Staat auf zwei großen Bürgertugenden: der Verehrung des Reichtums und der Verachtung der Armut. Doch man war auch tolerant gegenüber jenen schwachen Seelen, die diese Sichtweise nicht aus vollem Herzen teilten, sondern nur so taten: schließlich trug auch ihre Heuchelei zur Erhaltung der demokratischen Ordnung bei.

Der Kult des Reichtums forderte seine Opfer:

Eduard Martin, der Begründer der weltberühmten Martin-Stahlwerke AG, setzte sich oft als Bettler verkleidet auf die Straße und bat die Passanten um eine milde Gabe. Er starb, als er eines Tages mit einem echten Bettler in Streit geriet, der ihn totschrug.

Ein anderer Milliardär, der berühmte Samuel Box, starb lieber, als von seinem Besitz etwas abzugeben. Das war so: Einer seiner Arbeiter, der Opfer eines Arbeitsunfalls geworden war, ohne Entschädigung entlassen worden und vor einem parteiischen Gericht gescheitert war, hielt ihm einen Revolver vor die Nase und drohte ihm das Hirn rauszublasen, wenn er ihm nicht helfe. Samuel Box half ihm selbstverständlich nicht und starb für seine Grundsätze. Recht muss Recht bleiben!



Im Südosten der Stadt Alca, auf einer Anhöhe, die ihren alten Namen Saint-Michel behalten hatte, gab es einen Park mit alten Bäumen in einer Rasenfläche. An der Nordseite hatten Landschaftsarchitekten einen Bach angelegt, einen Wasserfall und einen See mit Inseln gebaut. Von dort konnte man die ganze Stadt überschauen mit ihren Straßen, Boulevards und Plätzen; man sah das Meer der Dächer und mitten darin die Kirchtürme. Winzig klein sah man auch die Menschen dazwischen herumwuseln.

Dieser Platz war der gesundeste Ort der Stadt, der Rauch der Fabriken verschleierte hier nicht den Himmel und die Mütter führten ihre Kinder dorthin zum Spielen. Im Sommer genossen auch die Angestellten der benachbarten Büros und Werkstätten in ihrer Mittagspause die friedliche Einsamkeit.

So setzte sich dort an einem Junitag um die Mittagszeit, Caroline Meslier, eine Angestellte des Fernmeldeamts, etwa 25 Jahre alt, auf eine Bank. Sie hatte der Stadt den Rücken zugekehrt, um ihre Augen an dem Grün zu erfrischen. Kurz darauf setzte sich Georges Clair zu ihr, ein Angestellter des Elektrizitätswerks. Er war nur wenig älter als sie; seine schlanke Gestalt und sein Knabengesicht machten ihn jünger. Beide trafen sich fast jeden Tag hier; sie waren einander sympathisch und unterhielten sich gerne. Über Liebe, Eifersucht und ihre Gefühle für einander sprachen sie allerdings nicht. Caroline wäre dazu vielleicht bereit gewesen, obwohl sie mit so etwas schon schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Aber Georges Clair war äußerst zurückhaltend; er gab der Konversation stets eine rein theoretische Richtung und sprach nur über die großen Probleme, wie die Organisation der Gesellschaft und die Arbeitsbedingungen. Über diese urteilte er allerdings sehr freimütig und mit unerhörter Schärfe.

Er sah auf seine Uhr.

Caroline fragte, ob es schon Zeit wäre zurückzukehren. Er verneinte, es wäre erst knapp halb eins.

Vor ihrer Bank spielte ein kleines Mädchen im Sand. Ein kleiner Junge galoppierte wie ein Pferd herum, während seine Mutter auf einem Mobiltelefon herumtippte.

Clair schaute wieder auf seine Uhr und blickte auf das Häusermeer. Caroline sah in die selbe Richtung.

„Wie schön doch das Wetter ist!“, sagte sie. „Die Sonne scheint und vergoldet den Rauch.“

Er antwortete nicht. Sein Blick richtete sich auf einen bestimmten Punkt in der Stadt. Nach einem kurzen Schweigen sahen sie etwa drei Kilometer entfernt am andern Flussufer eine Art Nebel aufsteigen. Kurz darauf hörten sie eine gewaltige Detonation und eine riesige Rauchwolke stieg zum Himmel. Wie ein leises Summen drang das Geschrei von Tausenden von Menschen zu ihnen. Ganz in der Nähe hörte man Leute rufen: „Was ist da in die Luft geflogen?“

Der Schrecken war groß. Man war zwar Katastrophen gewöhnt, doch eine so heftige Explosion hatte es noch nie gegeben. Man versuchte, den Ort des Unheils einzugrenzen, sprach von Wohnvierteln, verschiedenen Gebäuden, Theatern und Geschäften.

„Das war der Stahlkonzern“, sagte Clair und steckte seine Uhr wieder ein. Caroline sah ihn erstaunt an und flüsterte ihm ins Ohr:

*Der unsichtbare Feind (Fragment)*

„Sie haben das gewusst? ... Haben Sie das erwartet? ... Sind Sie...?“

Er antwortete ruhig: „Diese Stadt muss zugrunde gehen.“

„Das denke ich auch“, sagte sie leise.

Und still kehrten sie beide zu ihrer Arbeit zurück.



Eine Woche lang folgte Anschlag auf Anschlag. Die Opfer waren zahlreich, vor allem unter den einfachen Leuten. Die Verbrechen riefen den Volkszorn hervor, besonders unter den Hausbesitzern, den Hoteliers und den kleinen Gewerbetreibenden. In den ärmeren Vierteln forderten die Frauen unerhörte Strafen gegen die „Dynamiteure“, wie man sie nannte, weil niemandem ein besserer Name einfiel. (In Wirklichkeit verwendeten die unbekanntenen Attentäter kaum Dynamit.) Man lynchte ein paar Anarchisten. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Soldaten bewachten die Konzernzentralen, die großen Hotels, die Banken und Kaufhäuser.

Man veranstaltete Wohltätigkeitskonzerte für die Opfer. Die weltbekannte Sängerin Violette Visire rührte mit einem Lied über das schöne Leben der guten Menschen alle zu Tränen. Der Staatspräsident Gomoru verurteilte die Attentäter aufs Schärfste. Die Bischofskonferenz von Pinguinien beklagte einstimmig die allgemeine Verrohung.

Vierzehn Tage vergingen ohne eine einzige Explosion. Man schloss daraus, dass es sich bei den Dynamiteuren aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Handvoll Leute handle, vielleicht noch weniger, vielleicht nur um zwei oder drei Personen, die sich nun alle hinter Schloss und Riegel befanden, auf der Flucht oder tot waren. Die Zuversicht stieg wieder, jedenfalls bei den einfachen Leuten. Ein paar tausend Soldaten hatten die Geschäfte wieder in Gang gebracht, wie es schien. Überall hörte man den Ruf: „Es lebe die Armeel!“

Die Reichen waren nicht so schnell zu beruhigen. Sie suchten auf dem ganzen Globus nach sicheren Orten, möglichst ferne Inseln mit friedlichen Bewohnern und einer stabilen Ordnung. Einige sprachen sogar von einem Neuanfang auf einem anderen Planeten. Aber die Börsenkurse stiegen wieder, man sprach bereits von einer neuen Hausse. Die großen Zeitungen bewiesen mit patriotischer Beredsamkeit, dass sich die demokratische Ordnung nicht von ein paar feigen Kriminellen beeindrucken ließe und die Wirtschaft ihren Erfolgskurs fortsetzen würde. Man bemerkte mit Freude, dass das Leben weiterging.

Bei einem Bürgerempfang feierte der Staatspräsident mit Prominenten aus Kultur und Politik die Neue Normalität. Man roch es in der ganzen Stadt.

Am nächsten Tag flogen der Südbahnhof, die Hauptverwaltung des Erdölkonzerns und die wunderbare, von dem Textilfabrikanten und Milliardär Thomas Morcellet gestiftete Christus-Kathedrale in die Luft. Auch dreißig Wohnhäuser brannten nieder. Am Hafen wütete eine Feuersbrunst.

Die Männer der Feuerwehr wurden zu Helden. Geübt fuhren sie ihre riesigen Leitern aus und stiegen bis in den dreißigsten Stock brennender Häuser, um Unglückliche den Flammen zu entreißen.

Die düsteren Nachrichten riefen eine Panik hervor. Vor den Banken bildeten sich lange Schlangen von Menschen, die ihr Ersparnis abheben wollten. Nach drei Tagen wurden die Schalter geschlossen. Flüchtlinge belagerten die Bahnhöfe und stürmten die Züge. Andere stürzten sich auf die Lebensmittelläden, die von Soldaten bewacht werden mussten.

Die Staatsgewalt bewies Tatkraft. Man nahm neue Verhaftungen vor. Drakonische Strafen wurden gegen Verdächtige verhängt.

Neue Polizeieinheiten wurden aufgestellt. Sie hatten Maschinenpistolen und Schlagstöcke, aber keine richtigen Uniformen, nur schwarze Stiefel mit Stahlkappen und schwarze Arbeitskleidung. Sie waren maskiert, damit man sie nicht wiedererkennen konnte, so dass sie eigentlich nur durch eine Aufschrift auf dem Rücken von anderen Gewalttätern zu unterscheiden waren. Man durfte sie aber nicht bei ihrer Tätigkeit fotografieren oder filmen, und man durfte auch nicht weitergeben, was sie sagten.

Drei Wochen lang geschah nichts. Es ging das Gerücht um, man habe in der Oper, im Keller des Rathauses und in der Börse Bomben gefunden. Aber bald war klar, dass es sich dabei um mit Unrat gefüllte Konservendosen gehandelt hatte, die irgendwelche Witzbolde oder Verrückte dort deponiert hatten.

Ein Verdächtiger erklärte vor dem Untersuchungsrichter, er sei der Hauptverursacher der Explosionen, die allen seinen Komplizen das Leben gekostet hätten. Dieses Geständnis wurde in allen Zeitungen veröffentlicht, beruhigte aber nur kurz die Öffentlichkeit, denn die Beamten fanden heraus, dass es sich bei dem Beschuldigten um einen Wichtigtuier handle, der mit keinem Attentat etwas zu tun hatte.

Die Experten konnten sich nicht einigen, woraus der Sprengstoff bestand, den die Dynamiteure verwendeten; es war die Rede von Gasen und von Radioaktivität. Die Bomben wurden jedenfalls durch Funkwellen gezündet, darin war man sich einig.

Eines Tages fanden zwei Polizisten auf dem Gehweg vor dem Hotel Meyer in der Nähe eines Kellerfensters ein Ei aus weißem Metall mit einer Kapsel an einem Ende. Sie

*Der unsichtbare Feind (Fragment)*

hoben es vorsichtig auf und brachten es auf Befehl ihres Vorgesetzten in die Materialprüfungsanstalt. Kaum hatten sich die Experten dort versammelt um das Ei zu untersuchen, da explodierte es und zerstörte das Labor mitsamt seinem Kuppeldach. Alle Experten starben, und mit ihnen der General der Artillerie Collin sowie der berühmte Professor Tigritsch.

Die großen Bankhäuser öffneten wieder und gaben bekannt, dass sie ihre Zahlungen wieder aufnehmen würden; zum Teil in Gold und zum Teil in Staatspapieren.

Die Aktien- und Terminbörsen beschlossen trotz des schlechten Geschäftsgangs ihre Tätigkeit nicht auszusetzen.

Die ersten Gefangenen wurden verurteilt. Unter normalen Umständen hätten die Beweise für eine Verurteilung nicht ausgereicht, aber der Eifer der Behörden und der Volkszorn verlangten ihre Opfer.

Einen Tag später flog das oberste Gericht in die Luft. 800 Juristen starben. Eine wütende Menge stürmte die Gefängnisse. Die zur Wiederherstellung der Ordnung gesandten Truppen wurden mit Steinwürfen und Brandsätzen empfangen, mehrere Offiziere wurden gelyncht.

Die Soldaten schossen scharf. Es gab zahlreiche Tote. Der Staatsgewalt gelang es schließlich, die Ruhe wiederherzustellen.

Am nächsten Tag flog die Nationalbank in die Luft.

Von da an geschahen unerhörte Dinge.

Eine Polizeieinheit bekam den Auftrag, eine Menschenmenge auf dem Platz der Republik zu zerstreuen. Da sie zu wenig waren, schossen sie aus großer Entfernung auf die Masse. Nicht gezielt, sondern zur Abschreckung, über die Köpfe. In der Masse befand sich jedoch eine Kompanie Soldaten, die gerade von einem Einsatz in ihre Kaserne zurückkehrten. Als diese bemerkten, dass man auf sie schoss, schossen sie zurück. Ein Dutzend Polizisten kam ums Leben. Das Regiment weigerte sich, die zu "Rebellen" gewordenen Kameraden auszuliefern und bedrohte die Abgesandten der Polizei.

Fabrikarbeiter gingen in Massen auf die Straßen und zündeten Verwaltungsgebäude an.

Einige Regimenter, manche unter Führung ihrer Offiziere, schlossen sich den Brandstiftern an. Eines Morgens erhob sich ein riesiger Rauchpilz über der Stelle, wo das Telegraphenamt gewesen war.

Die Regierung erklärte, dass sie der Gewalt nicht weichen werde. Die führenden Politiker und Wirtschaftskapitäne blieben alle auf ihren Posten. Manche gaben ein Vorbild

heldenhafter Pflichterfüllung. Raphael Box, der Sohn des kapitalistischen Märtyrers und Aufsichtsratsvorsitzende, fiel einem Attentat zum Opfer. Er wurde feierlich beerdigt; sein Leichenzug musste aber auf Bohlen Bombenkrater überwinden und sechsmal die Richtung ändern, weil Schuttberge den Weg versperrten.

In der gesamten Stadt fiel der Strom aus. In den noch einigermaßen intakten Vierteln patrouillierte eine Bürgerwehr: Sie tötete jeden, den sie beim Plündern erwischte, sowie jeden, der sie beim Plündern störte. Überall lagen Leichen mit gefesselten Händen und einem Schild um den Hals. Man konnte sie nicht mehr beerdigen. Verwesungsgeruch hing in der Luft. Der unsichtbare Feind war Herr der Stadt.



# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	<b>i</b>
<b>Die Menschwerdung der Pinguine</b>	<b>1</b>
Das Leben des heiligen Maël . . . . .	1
Apostolische Berufung des heiligen Maël . . . . .	2
Die Versuchung des heiligen Maël . . . . .	4
Die Reise des heiligen Maël über das Eismeer . . . . .	7
Die Taufe der Pinguine . . . . .	8
Die Verwandlung . . . . .	11
Die Beschränkung der Felder und der Ursprung des Eigentums . . . . .	12
Die erste Versammlung der Stände von Pinguinien . . . . .	15
<b>Der Drache von Alca</b>	<b>19</b>
Die Hochzeit von Kraken und Orberose . . . . .	19
Der Drache von Alca . . . . .	21
Die Überwindung des Drachen von Alca . . . . .	30
<b>Die Pinguine im Mittelalter</b>	<b>37</b>
Brian der Fromme und die Bären . . . . .	37
Die Königin Glamorgane . . . . .	38
Draco der Große — Überführung der Reliquien der heiligen Orberose . . . . .	40
Die Wunder der heiligen Orberose . . . . .	41
Die Königin Crucha . . . . .	43
Die Literatur: Johannes Talpa . . . . .	45
<b>Die Republik</b>	<b>49</b>
Der Umsturz . . . . .	49
Die ehrwürdigen Patres Agaric und Cornemuse . . . . .	54
Prinz Crucho . . . . .	59
Die geheime Zusammenkunft . . . . .	61
Der Emiral und die Gräfin Olive . . . . .	65

## *Inhaltsverzeichnis*

Der Fürst von Boscenos . . . . .	68
Der Fall des Emiral . . . . .	72
Schluß . . . . .	78
<b>Die Neuzeit. Die Affäre der achtzigtausend Heubündel</b>	<b>83</b>
General Greatauk, Herzog von Skull . . . . .	83
Pyrot . . . . .	86
Der Graf von Maubec de la Dentdulynx . . . . .	87
Colomban . . . . .	90
Agarics großer Plan . . . . .	92
Die siebenhundert Pyrots . . . . .	95
Bidault–Coquille und Maniflore. Die Sozialisten. . . . .	99
Der Colomban–Prozess . . . . .	103
Pater Douillard . . . . .	108
Richter Chaussepied . . . . .	111
Schluß . . . . .	114
<b>Die Neuzeit. Madame Cérés.</b>	<b>119</b>
Der Salon von Madame Clarence . . . . .	119
Die Heirat eines Politikers . . . . .	124
Das Kabinett Visire . . . . .	127
Das Sofa der Favoritin . . . . .	130
Die ersten Folgen . . . . .	132
Weitere Folgen . . . . .	135
Die neuesten Folgen . . . . .	140
<b>Der unsichtbare Feind (Fragment)</b>	<b>145</b>